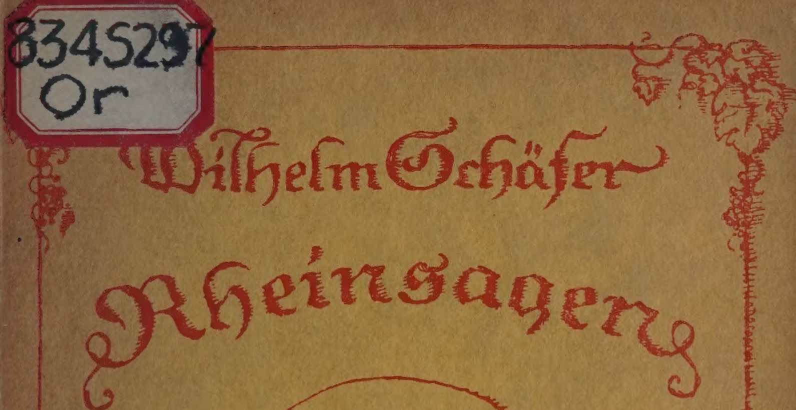


Wilhelm Schäfer

Rheinsagen

München
Georg Müller-Verlag

P

Rheinsagen

erzählt von

Wilhelm Schäfer

*

1927

München bei Georg Müller

7. bis 16. Tausend

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort

Dieses Buch möchte mehr sein als eine Sagensammlung. Sein Autor ist der Meinung, daß durch die Sagenforschung, die in jeder Sage den Ursprung sieht und deutet, das eigentliche Wesen solcher Volksdichtungen arg bedrängt wird. Denn ob sie aus mythischen Vorstellungen, im Glauben des Mittelalters oder erst im romantischen Gefühl neuerer Zeiten entstanden: die Hauptsache an ihnen kann schließlich doch nicht diese Herkunft sein, sondern daß sie epische Kunstwerke sind. Freilich solche, die nicht im Wortlaut aufgezeichnet und überliefert wurden, vielmehr auf tausend Zungen, durch die Einbildungskraft wechselnder Zeiten bereichert und verändert, nur im Sinn, nicht mit der Form erhalten blieben und also auch für unsere Zeit eines Erzählers bedürftig sind. Für die Wissenschaft mag es eine interessante und wertvolle Aufgabe sein, den Keim aus den Zwiebelschalen des späteren

Wachstums herauszuschälen und das Geheimnis seiner Wurzeln im Volkstum zu finden: die Lebensfähigkeit der Dichtungen wird dadurch um so empfindlicher berührt, als sie nicht wie die Bruchstücke alter Epen und Volkslieder durch eine mitüberlieferte Form geschützt sind.

Wer eine Sagensammlung wie die Simrockschen „Rheinsagen“ zur Hand nimmt, muß diesen Mangel an widerstandsfähiger Formhülle peinlich empfinden. Die 232 Sagen, die da „aus dem Munde des deutschen Volkes und deutscher Dichter“ gesammelt sind, erscheinen zum größten Teil in einer so zurechtgereimten Form, daß ein gebildetes Sprach- und Kunstgefühl sich traurig abwendet. Wenn Goethe in der „Johanna Sebus“ ein Zeitbegebnis oder im „getreuen Eckart“ eine alte Überlieferung in das Gold seiner Dichtung umprägt, wenn Kopisch die „Heinzelmännchen“, Uhland den „Graf Eberstein“, Bürger den „wilden Jäger“, Heine den „Schelm von Bergen“ oder Brentano die „Loreley“ verdichten: dann mag die Forschung sich an der bestätigten Herkunft dieser Sagen soviel versuchen, wie sie mit guten Gründen vermag, die Form ist endgültig geworden und bietet der Sage Schutz; wenn aber um den Kern nur ein gereimter Schwall zufälliger Worte gelegt ist, muß man besorgt

sein, daß bei der Suche nach dem volkstümlichen Keim von der Dichtung selber nur die Zwiebelschalen übrig bleiben.

Was also diesen Volksdichtungen heute not tut, ist eine haltbare und rechte Fassung, und damit ist es den Sagen meiner rheinischen Heimat übel ergangen; wie Simrock in seiner Vorrede sagt: „Die deutschen Dichter haben die herrlichen Stoffe, welche das Rheinland der Dichtung darbietet, nicht unbenutzt gelassen.“ Das will zu einem sehr großen Bruchteil besagen, daß die Rheinsagen der Reimsucht zum Opfer gefallen sind. Es darf nicht zweifelhaft sein, daß sie der Dichtung etwas anderes anbieten als einen „herrlichen Stoff“, daß sie selber Dichtungen sind von einer Abrundung der Handlung, die solcher „Benutzung“ widerstrebt und weder phantastischen Aufputz noch historische Zurichtung verträgt; vor allem aber, daß sie nicht in Reim gebracht zu werden brauchen, weil sie ohnedies die Grundform der epischen Prosa darstellen, aus der sich alle anderen Formen bis zur Novelle und zum Roman erst entwickelten. Man kann, wenn man dazu wie Goethe oder Uhland mächtig ist, eine Ballade oder Romanze daraus machen; aber das ist dann eine Übertragung in eine andere Form,

wie etwa die Umwandlung einer Novelle in ein Epos.

Was ich hier biete, sind Versuche, überlieferte Sagengebilde vom romantischen Rhein ohne eine solche Umwandlung in eine epische Fassung zu bringen, und zwar von ihrem Inhalt aus, wie ihn unsere Zeit empfindet, nicht aus der äußerlichen Vorstellung einer Form. Sie sind erzählt, weil sie von Haus aus erzählt nicht gesungen oder deklamiert wurden, sie sind also Sagen geblieben, wie ich sie fand und als epische Kunstwerke weitergeben möchte.

Natürlich konnte ich dabei nicht nach irgendwelcher Vollständigkeit streben; ich mußte mich als Künstler auf solche Sagen beschränken, in denen mir eine sinnbildliche Handlung im knappsten Umfang zum epischen Ring geschlossen schien. Ob alles „echte" Sagen, also von verbürgter Ahnenschaft sind, dafür kann ich nicht einstehen; ich ließ mich in der Auswahl vom Gefühl leiten; dabei vermied ich nach Möglichkeit die allzuvielen Stücke der mittelalterlichen Mönchspädagogik, auch schied ich jene Sagen aus, die Gemeingut sind, also die zum großen Gebiet der deutschen Heldensagen gehören oder diejenigen, die allerorten erzählt werden: wie etwa die vom seelenhungrigen dummen Teufel, der eine Kirche

oder Burg bauen muß und dann mit einer Katze, einem Esel oder Hund betrogen wird. Es kam mir auf Stücke von rheinischem Charakter an; da die Sage unmittelbarer als sonst eine Dichtung, selbst das Volkslied nicht ausgenommen, aus dem Volkstum wächst, wird eine landschaftlich bestimmte Sammlung in einem besonders innigen Sinn ein Lebensbild darstellen müssen: es würde für mich ein Glück bedeuten, wenn mir das mit einem Sagenbuch für die rheinische Heimat gelungen wäre.

Wilhelm Schäfer.

Die Eichelsaat

Zu Schlehbusch lag vor Zeiten ein langer Ackerstreifen so weit nach Dhünwald hin, daß ihn die Mönche gern zum Klosterland geschlagen hätten. Sie fanden auch ein Pergament, wonach vor vielen Jahren ein Ritter das Land dem Abt verschrieben habe. Obwohl der Junker von Schlehbusch sich wunderte, daß schon sein Vorfahr mit der Schreibkunst umgegangen wäre, die er selber noch nicht verstand, und über das Papier laut lachen mußte, kaum größer als eine Hand, womit sie ihm das Land abnehmen wollten, länger als eine Viertelstunde: so waren doch die Mönche erfahrener im geschriebenen Recht. Sie fanden ein geistliches Gericht, das ihm den Landstreifen aberkannte als richtig geschenktes Klostergut.

Da saß der Junker eine Woche lang ingrimmig in seiner Burg; und als ihm seine Freunde nacheinander bestätigten, daß an dem Spruch der

Kaiser selber nichts mehr ändern könne, weil das Papier mächtiger sei: ritt er an einem Morgen im Schritt dem ganzen Acker entlang zum Kloster hin und ließ den Kopf fast tiefer hängen als sein Pferd, sodaß die Mönche ihn mit Schadenfreude kommen sahen.

Er schien bescheidener als sonst, stieg erst vom Tier, bevor er an der Glocke zog; und als er vor dem Abt in dessen Kammer stand, wo blank getäfelte Wände und bunte Deckenmalereien nicht von der Armut sprachen, die doch das selbstgewählte Los der Diener Gottes auf Erden ist: bat er ihn wie ein Bittsteller auch um ein Pergament, daß er nur einmal noch auf seinem Land eine Saat aufgehn und ernten lassen dürfe. Da bemerkte der Abt mit Schmunzeln, daß nun dem rauhen Junker die Achtung vor dem Papier gekommen wäre; er gab ihm lächelnd das verlangte Pergament und seinen Segen auf den Heimweg, stand auch noch lange pfiffig hinterm Fenster und sah dem Reiter nach, wie der sein Roß nun wieder stürmisch jagen ließ; und spöttelte, was für ein kindisches Gemüt solch ein Junker mit seiner Freude an der kleinen Frist verriete.

Der Frühling aber kam ins Land und keiner von den Klosterleuten sah einen Pflug im Acker

gehn; und weil der Abt zuletzt vermutete, daß die Bitte dem Junker doch wieder leid geworden wäre, kam einer seiner Mönche mit der Frage, wann er die Aussaat beginnen wolle? Der fand den Ritter, wie er von einer Jagd heimkam und mit den Hunden noch ein Wiesel hetzte, das an der Mauer seinen Schlupf nicht fand und ratlos hin und wieder lief. Er sagte einen Waidmannsgruß an seinen Abt: die Saat sei ausgesät, er möge sich gut bei Gesundheit halten, die Ernte zu erleben. Da ging der Abt mit seinen Mönchen manchen Tag aufs Land, sie spähten nach der Saat und merkten nicht, daß hier und da rotgrüne Zackenblätter aus dem Acker kamen; bis eines Morgens im klaren Morgentau die Blättchen einen rötlichgrünen Schein bekamen, der in das Kloster wie ein Brandfeuer leuchtete, weil jeder sah, daß Eicheln ausgesät waren. Da gab es neue Botengänge vom Kloster in die Burg; doch wie vorher der Abt mit seinem Pergament, stand jetzt der Junker da mit seinem.

Die Saat war grün und wurde größer, und als der kluge Abt begraben wurde, bewegten sich die ersten dünnen Ruten und wuchsen bedächtig aus der Erde. Und mählich stand ein junger Eichenwald den Winter durch in seinem rostigen Laub und wurde spät im Frühling grün und war

nach Jahren endlich so hoch, daß schon der Junker — dem sein blonder Bart weißgrau geworden war — mit seinen Hunden darin jagte, und immer noch kam keine Ernte. Als dann der Ritter starb, uralt, da mußten sie ihn in dem Wald begraben. Und Äbte gingen ein, bevor die Eichen nur um einen Meter höher waren. Und endlich kamen die Franzosen mit ihrem Krieg und auch das Kloster Dhünwald brannte. Die letzten Mönche lagen in den Gräbern, mit riesigen Knorren in den Himmel aber stand die Eichelsaat und wartete auf ihren Mäher.

Die Pferde auf der Bodenkammer

In der Richmondisstraße zu Köln sieht man in einem Bodenfenster zwei Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt, als blickten sie hinunter auf die Straße. Da wohnte vormals Herr von Andocht mit seiner Frau Richmondis; die war nicht nur ein Engel für die Armen, sondern auch für ihren Mann, der sie um ihrer Schönheit und Seelengüte willen über alles liebte. Doch kam der schwarze Tod nach Köln, und von den Armen, die sie unerschrocken pflegte, brachte Richmondis die Krankheit in ihr reiches Haus. Am dritten Tag lag sie im Sarg, aber in einer so unversehrten Schönheit, daß ihr Mann sich lange nicht von ihr zu trennen vermochte und ihr schließlich einen zweiten Goldreif an den Finger steckte, desgleichen er auch für sich selber hatte machen lassen: wie wenn er ihr zum andernmal die Treue, auch für den Tod, geloben wollte.

Weil aber der Sarg nicht in den Boden kam,

sondern unter der Apostelkirche in einer Gruft bestattet wurde, stiegen noch zur selben Nacht die Totengräber ins Gewölbe und gedachten ihr die Ringe von der Hand zu ziehen. Kaum hatten sie die Schrauben losgemacht und den Deckel vom Sarg gehoben, da hörten sie tief seufzen und sahen ihre weiße Hand sich auf den Sargrand legen; darüber faßte sie der Schrecken so, daß sie den Deckel auf die Steine fallen ließen und entflohen. Von dem Gepolter wachte Richmondis völlig auf, und als sie bei dem Schein der Leuchte, die von den Grabschändern stehen gelassen war, den Ort erkannte, da hätte sie, die nur scheintot gewesen war, vor Schrecken fast den wirklichen Tod erlitten.

Es dauerte lange, bis sie, das Lämpchen in der Hand, sich aus der Gruft hinauf in die Kirche und durch das offene Portal über den Neumarkt an ihr Haus gefunden hatte. Dort war der Herr von Andocht in seinem Schmerz noch wach; als er in der stillen Nacht den Klopfer an der Haustür schwach, doch vielmals hörte, ging er ans Fenster, um nach dem späten Gast zu sehen. Im schwachen Schein der Leuchte sah er ein Weißes an der Mauer stehen, das seinen Namen mit schwacher Stimme rief und in Gestalt wie Sprache völlig seinem Weibe glich. Er dachte,

daß ihn ein Gespenst um seiner maßlosen Trauer willen warnen wollte, und konnte doch nicht vom Fenster fort. Und während schon im Stall die Pferde unruhig wurden, kam die Magd zu ihm ins Zimmer und zitterte, weil draußen seine Frau Richmondis stände und in das Haus verlange. Da sagte er ihr traurig und wandte sich vom Fenster ab: Eher steigen die Pferde unten aus dem Stall ins Dach, als daß ich glaube, meine Frau kommt aus dem Grabe wieder.

Wie er das sagte, scholl auch schon das Gepolter, deutlich der Tritt von Hufen auf dem Holz der Treppe; und obwohl es ihm vorkam, dies alles wäre nur ein fürchterlicher Traum, wie sie an seiner Tür vorbei mit schweren Tritten auf den Söller stiegen, lief er des Wortes eingedenk hinunter und fand Richmondis erschöpft auf seiner Schwelle sitzen. Da trug er sie auf zitternden Armen in das Haus und weinte heiße Tränen und wollte doch das Wunder noch nicht glauben in der Nacht, bis an dem Morgen die erste Sonne in ihre Kammer kam; als Traum und Dunkelheit verronnen waren, lag seine Frau Richmondis blaß, doch atmend in den Kissen.

Sie lebte auch danach noch lange Zeit und war den Armen nicht weniger freundlich gesinnt, nur daß sie nicht mehr so fröhlich wurde, wie sie

gewesen war. Die Pferde aber mußten am Gerüst im Flaschenzug herab gelassen werden, und zum Gedächtnis ließ der Herr von Andocht die Köpfe in Holz geschnitten ans Bodenfenster stellen, wo sie noch heute zu sehen sind.

Die Bischofswahl

Die Domherrn konnten sich einmal nicht einigen, wen sie in Köln zum Bischof wählen sollten; denn weil zwei reiche Herren zugleich mit Eifer danach strebten, die beide den gleichen Anhang hatten, ließ sich der Handel kaum anders als mit Gewalt entscheiden: bis Kaiser Karl in Aachen davon hörte und einen raschen Ritt nach Köln antrat, den Streit zu schlichten.

Als er schon viele Stunden geritten war, kam er mit seinen Leuten an eine Waldkapelle, wo er nach frommer Art vom Pferde stieg und eine Messe hörte. Der Priester war ein grob gebauter Mensch mit ungeschickten Händen, sodaß der Kaiser bei sich dachte: wie kann ein Mensch so häßlich sein! und daß er ihn nicht um sich haben möchte. Dies aber waren nur verborgene Gedanken und so erschrak er heftig, als der Priester den Meßdiener um einer Unaufmerksamkeit willen ermahnen wollte und deshalb im Psalmenlesen

die Stimme gerade hob, als er zufällig an eine Stelle kam, die dem Kaiser wie eine Antwort auf seine verborgenen Gedanken vorkommen mußte: Gott hat uns gemacht und nicht wir selber!

Weil er den Fremden, den er gar nicht kannte, bei diesen Worten auch noch ansah – vielleicht in Sorge, ob dem das Ungeschick des Meßners aufgefallen wäre – kam es dem Kaiser nicht anders als ein Wort vom Himmel, sodaß er bis zum Schluß der Messe in drückender Verwirrung saß und nachher einen Gulden opfernd sich rasch entfernte. Doch stand er noch gedankenvoll bei seinem Pferd, das ihm sein Knappe an den Zügeln hielt, als ihm der Priester fast erschrocken mit seinem Opfergulden aus der Kapelle nachkam: Er möge den nach Köln mitnehmen oder wo er sonst einreite in eine Stadt; im Walde hätte Gott das Geld nicht nötig. Wenn er als Jäger ein Rehfell opfern wolle als Deckel für sein Meßbuch, das arg verschlissen sei, so würde das willkommener sein!

So sah der Kaiser mit doppelter Beschämung, daß in dem groben Leib ein trefflicher Geist verborgen war; und als er danach in Köln zu den Domherrn kam, davon ein jeder sich bei der Wahl des einen oder andern zum Bischof mehr erhoffte, und als der eine ihm fünfhundert, der andere

tausend Gulden bieten ließ: erkannte er, wie sehr das alles nur ein weltlicher Handel war, und daß hier mehr als draußen in der Waldkapelle einer nötig wäre, der Gott um seiner Seelen willen diente. Er nahm von beiden Herren die Gulden an, die Schulden des Stiftes zu bezahlen; doch heimlich gab er Botschaft, den Priester einzuholen.

Als er nun unter den seidenen Gewändern stand mit seiner mageren Häßlichkeit, nicht ahnend, was man von ihm wollte, und in verlegener Bescheidenheit schön war inmitten ihrer gleißenden Gesichter, hieß ihn der Kaiser, den er staunend wieder erkannte, vor alle hintreten und sagte: Weil ihr so eifrig seid zu überlegen, was dem Kapitel gut und besser sei, so mag uns dieser die Sorge übernehmen, was unterdessen für Gott geschehen muß! Und machte den Priester Hildebold zum Erzbischof von Köln.

Kölnische Beichte

Ein kölnischer Weinhändler namens Reinhardt war den Geschäften seines Alltags leichtsinnig zugewandt und so lässig in der Sorge um sein Seelenheil, daß ihn der Beichtvater regelmäßig vermahnen mußte. So kam er einmal und gestand, daß er schon dreimal Sonntags nicht in die Kirche gekommen wäre, weil immer eine andere Abhaltung gewesen sei. Der Beichtvater, der ihn kannte, und wie er von Natur kein schlechter Mann und nur ein rechter Kölner war, dem leicht die guten Vorsätze in ein Schöppchen fallen: hieß ihn am selben Tag kein Fleisch mehr essen, dann solle die Sünde von ihm genommen sein.

Nun machte es der böse Feind, der solche Brüder zu fangen stets geschäftig ist, daß noch am selben Morgen der Herzog von Burgund auf seiner Fahrt nach Holland mit einem Schiff in Köln anlangte, das mit Wimpeln und kostbaren

Decken den Müßigen und denen, die an der Neugier litten, ein willkommenes Schauspiel bot. Auch der Weinhändler war mit allen Sinnen dabei, und als er endlich unterm Glockenschlag zwei zu Hause ankam, da hatte er den Kopf so voller bunten Dinge, daß er den Beichtvater schon zehnmal vergessen hatte. Weil ihn die Frau auch noch mit Schelte empfing, daß unterdessen die schöne Bratwurst in der Pfanne verhotzelt wäre: aß er kleinlaut vor ihrem Zorn die braunen Krüstchen und besann sich erst bei der letzten Gabel, daß er nun wider Willen das auferlegte Fleischverbot übertreten hatte.

So ging er andern Tags von neuem zu dem Beichtvater hin und klagte ihm, in was für eine Schlinge er dem Bösen geraten wär, und bat um eine andere Buße. O Reinhardt, tadelte der Beichtvater da und lächelte in seinem Stuhl, so müssen wir es rascher machen, damit er dich nicht wieder fangen kann: Geh heute stracks nach Hause und bete drei Paternoster unterwegs, so wird dir Sünde und Lässigkeit in einem vergeben sein.

Es langte diesmal kein Schiff nach Holland an und es war ein windiges Regenwetter, als er von Gereon wegging, so kam er mit dem ersten Vaterunser glücklich zurecht; beim zweiten sah er,

wie einem Fuhrmann auf der nassen Straße ein Pferd gefallen war. Er lief zwar mit den anderen rasch hinzu, weil es da etwas zu gaffen gäbe, doch betete er die Worte noch tapfer bis zu Ende; nur als er sie zum drittenmal beginnen wollte, war es ein Fuhrmann, mit dem er häufig Geschäfte hatte, weil er ihm von der Ahr den Wein herunterbrachte. Er stand ihm also bei mit Hüh und Hott und Peitschenknall, den Gaul auf seine Beine zu bringen, und ging auch nachher mit ihm, ein Viertelchen zu trinken, wovon er diesmal fast pünktlich um zwölf zum Essen kam. Gerade wollte er der Frau den schwierigen Umstand mit dem Pferd erzählen, als ihm sein letztes Vaterunser beifiel, das er darüber vergessen hatte.

So kam er zum drittenmal vor seinen Beichtvater, der wohl merkte, wer diesem Kölner die Schlingen so listig legte: O Reinhardt, Reinhardt, klagte er und schüttelte den Kopf in seinem Stuhl, da es für dich so schwer ist, das Böse zu lassen und das Richtige zu tun, so sage mir etwas, was deiner Natur von selber zuwider ist, damit ich dir das verbieten kann. – Ich mag um alles keinen Knoblauch essen, sagte der Weinhändler da, dem augenblicklich nichts besseres einfiel, weil ihm ein Jude über den Weg gelaufen war. – So sollst du heute keinen Knoblauch

essen und damit deiner Sünde und deiner zwiefachen Lässigkeit entlastet sein!

Er hatte diesmal die leichte und ihm gewisse Buße schon vergessen, als er ins Freie kam; und da die Sonne herrlich schien, ging er vormittags noch hinaus in seinen Weinberg, den er am Eigeltor hatte, um nach dem Ansatz der Frucht zu sehen. Er stand auch schon am Pförtchen und drehte mit dem Schlüssel den rostigen Riegel auf, da blühte im Graben wildgewachsener Knoblauch, den er früher nicht da gesehen hatte, und duftete ihn an. Und weil ihm die Gedanken stets mit den Sinnen liefen, so dachte er auch schon, ob es nicht Torheit von ihm sei, daß er das Kraut nicht riechen könnte, mit dem doch viele Metzger ihre Ware würzten. Er zog eins von den Wurzelknöllchen am grünen Stengel aus und hielt es an die Nase und schnüffelte und biß hinein und fand es widerlich beim besten Willen – und warf es zornig hin und trat mit beiden Füßen darauf, weil er nun doch vom Knoblauch gegessen hatte.

Sogleich lief er in Angst zurück, daß ihn der Teufel so beim Nacken hätte. Der Beichtvater, der in den Beinen gichtig war und einen Stock gebrauchte, kam gerade aus seinem Stuhl, als er ihn noch erwischte, die neue Not zu klagen: So

gibt es keine Buße für deine Sünde und dreifache Lässigkeit, zürnte er und hob den Stock, als die sonst für die unnützen Buben benötigt wird, man müßte dir den Teufel mit diesem Ding austreiben! Doch entlief ihm der Weinhändler ungesühnt, weil ihm sein Buckel zu alt für solche Buße schien. So kommt es, sagt man, daß in Köln trotz all der Beichtstühle noch soviel Sünden und Lässigkeiten im Schwange sind.

Die Heckhose

Ein Bauer aus dem Siegerland ging seine Straße trüb gesinnt; da kam bei Siegburg aus dem Wolfsberg ein Zwerg zu ihm mit einem Bart, der rot und grau und flachsig fast auf die Erde hing. Der fragte so im wandern, ob er vorhätte, mit seiner abgeschabten Lederhose nach Bonn zu gehen? Und als der Bauer nicht eben fröhlich sagte, er suche jemand, der eine neue zu verschenken habe: saß er auch schon im Straßengraben und packte aus seinem Ranzen eine frischgenähte Lederhose aus, die er dem Bauer auf beiden Händen gebreitet reichte. Der dachte, auch ein Zwerg muß wissen, was er verschenken kann; doch sah er sich das Ding noch lange mißtrauisch an, bevor er wechselte und neu angetan die Straße in besserer Laune weiterging, sich bei dem raschen Geber auf bäuerliche Art bedankend.

Nach einer Weile fragte ihn der Zwerg, was er für Geld aus seiner alten in die neue Hose

gewechselt habe? Der Bauer dachte: Holla, nun muß ich doch bezahlen, und holte mürrisch seine Weißpfennige heraus; wie er sie aber vorzeigte, lagen ihrer sechs statt drei auf seiner flachen Hand. Da erst begriff er, daß er zu einer Heckhose gekommen war, die stets das Doppelte der Pfennige wiedergab; als er sich freundlicher nach dem Zwerg umsehen wollte, war er verschwunden, und nur noch sein Gelächter stak in der Luft, als ob ein Spitzhund bellte.

Da fing er gleich mit dem Exempel an, und machte zwölf aus sechs, und vierundzwanzig, achtundvierzig: bis daß ihm beide Taschen wie Säcke niederhingen und er anstatt zu mißlichen Geschäften gen Bonn zurück nach Hause gehen konnte. Er wurde danach ein reicher Mann, weil ihm mit solcher Hose jeder Handel von selbst geriet; ihr Leder aber wurde blank und schwarz darüber, so daß er sie zuletzt vor einem Markttag seiner Frau zum Waschen gab. Obwohl er selber dabei stand, daß sie mit Sorgfalt auf die Leine käme, nahm sie ein Windstoß fort, als ob ein Huhn vom Habicht überfallen wäre.

*

Als er nach vielen Jahren einem Nachbar davon erzählte, der reich und geizig war, zog der

sich eine Lederhose an von seinem Knecht und ging mit dicken Sorgenfalten den gleichen Weg. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Zwerg wie damals und hatte den Ranzen angehängt. Der Bauer blieb gleich bei ihm stehen und bettelte ihn an, ob er ihm seine alte Hose mit einer neuen vertauschen möchte.

Vertauschen wohl, entgegnete der Zwerg und zog nachdenklich seinen Bart wie Flachs durch beide Hände. Doch hieß er ihn zuerst der alten Hose sich entledigen; und als der dürre Kerl mit seinen stakigen Beinen im nassen Sturm dastand, riß ihm ein Windstoß die Hose aus der Hand, als ob ein Habicht sie in die Luft genommen hätte. Da hing der Zwerg den Ranzen wieder um, nun sei der Handel nicht zu machen, und sprang mit langen Schritten in den Haselwald hinauf, wo er verschwand.

So stand der Bauer am hellen Tag mit nackten Beinen auf der Landstraße und mußte auch so in sein Dorf zurück. Weil der Wind ihm heftig von hinten in den Rücken blies, flatterte sein Hemd vor ihm, wie wenn es nur ein Kinderschürzchen am blauen Kittel gewesen wäre: so daß die Buben sich seit Jahren nicht solchen Spaß ersonnen hatten, als da sie ihn gleich einem alten Esel vor sich hertraben ließen.

Der Mönch von Heisterbach

Einmal vor vielen Jahren saß ein junger Mönch zu Heisterbach vor seinem Psalter und grübelte den letzten Dingen nach und konnte nicht verstehen, was da geschrieben stand: Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Weil ihm heiß geworden war in Grübelei und Seelennot, ging er in den Klostergarten, wo die Frühlingslüfte kühl um seine Ohren wehten. Da hörte er Gesang von einem Vogel, voll und schmelzend wie von einer Flöte, sodaß er alle Grübelei vergaß und durch den Garten hin und her dem wunderbaren Vogel folgte, der nur ein unscheinbares Tierchen war und rasch von Baum zu Baum sich schwingend stets wieder anderen Gesang anhob. Zuletzt flog er auf einen Tannenbaum jenseits der Mauer, und weil das Klosterpförtchen offen stand, so folgte ihm der junge Mönch auch da und ließ sich in den Frühlings-

wald hinunterlocken bis tief in eine Brombeerschlucht, wo eine Quelle wie ein Brunnen in ihrem eigenen Wasser stand und von den Sonnenstrahlen glühte.

Auf einmal aber ging die Sonne unter, der Vogel schwieg und eine Kühle stieg aus dem Gebüsch. Er wollte fröstelnd zurück, jedoch die Brombeerranken hängten sich in seine Kutte, daß er mühsam aus der Schlucht und in der Dämmerung erst ins Kloster kam. Da war das Gartenpförtchen schon geschlossen, er mußte um die Mauer her den Umweg ans Haupttor machen. Beschämten Sinnes wollte er die Glocke ziehen und fand den Griff nicht mehr, und klopfte schließlich wie ein Fremder.

Er sprach den Pförtner gleich demütig an, daß er zu spät gekommen wäre, und wollte schnell an ihm vorbei. Der aber trat ihm in den Weg und sah ihm forschend ins Gesicht; da merkte er, daß es ein anderer Pförtner war, und weil der hitzig wurde, hieß er ihn mit zum Abt hinübergehen. Auch dieser aber war ein Fremder, und als er zweifelnd die getäfelten Wände sah, die er doch kannte: sah er vom Licht der Kerzen in den kleinen Scheiben sein eigenes Bild mit weißem Bart und Haar und fühlte, daß sein Rücken ihm krumm

geworden war wie einem alten Mann. Da hielten ihn die Füße nicht mehr länger, sie mußten ihn auf einen Sessel leiten, wo er die Brüder kommen sah, einen nach dem andern, und keinen kannte er und keiner ihn. Und als er zitternd seinen Namen nannte, holten sie das alte Klosterbuch und fingen an zu blättern, weit zurück, und fanden keinen seines Namens in drei Jahrhunderten; der letzte aber, der so hieß, war jungen Jahres schon ein Zweifler und ging heimlich fort.

Da sank dem alten Mönch ein schwerer Schatten in die Augen: denn tausend Jahre sind ein Tag; und war gestorben wie wenn Wind auf eine Kerze fällt.

Der große Fisch

Ein Bauer kam nach Heisterbach, drei Hühner in dem Korb, die er dem Kloster zinsen wollte. Da saß der Küchenbruder und schuppte einen Riesenkarpfen, den er im Klosterteich gefangen hatte. Der Fisch war wenig kleiner als ein junges Ferkel, sodaß der Klosterbruder die gezinsten Hühner eins nach dem andern in der Hand mißfällig wog und schließlich meinte: die könne er zusammen in einer Suppe essen. Das ärgerte den Bauer, weil es nicht große, doch fette Hühner waren; er nahm den Karpfen gleicherweise in die Hände und meinte, daß er auch kaum einen Braten für einen richtigen Hunger gäbe. Er habe zwar an einem Huhn genug, wenn es so fett wie die seinen wäre, den Karpfen aber wolle er getrost allein zum Frühstück essen.

So fielen sie in scherzhafte Händel und kamen schließlich zu einer Wette überein: daß, wenn der Bauer den ganzen Karpfen allein ver=

zehren könnte, so sollte er den Lohn davon schon mit der Mahlzeit genossen haben; vermöchte er es nicht, so müsse er dem Kloster noch drei andere Zinshühner überbringen.

Weil der Küchenbruder dem Bauer zwar die Beschämung, doch nicht den schönen Karpfen gönnte, hieß er ihn draußen im Kreuzgang warten und machte statt dem Fisch ein junges Ferkel so zurecht, daß es in Stücken blau gekocht dem Bauer wie ein Fischgericht aussehen konnte. Der fing auch gleich mit Freuden an zu essen, wobei der Küchenbruder listig lächelnd hinter seinem Rücken stand und ihn ein paarmal fragte, ob er noch Butter machen sollte zu dem schönen Fisch? Er hätte gern die andern Brüder hergeholt, zu sehen, wie sich der Bauer in die Sau einaß und dabei meinte, einen Karpfen zu haben; als aber so allmählich ein leckeres Stück hinter den andern von der Schüssel verschwand, war ihm doch bänglich vor dem Eifer; und wie nach einer Viertelstunde der Bauer das ganze Ferkel im Magen hatte und nicht gesättigt schien, vielmehr sich ungeduldig nach der Tür hinwandte, da fragte er kaum noch im Spaß: Was ihm denn fehle?

Ich warte, ob der große Fisch nicht endlich kommt, sagte der Bauer da und leckte sich die Finger ab.

Der Jüngling zu Mehlem

In Mehlem starb ein Amtmann, der eine Tochter von solcher Schönheit hinterließ, daß ihr die reichen Freier von Bonn bis Linz mit Wagen und mit Kähnen vors Haus gefahren kamen. Sie aber fand Gefallen an einem armen Schreinerssohn, der sie von Herzen liebte. Als sie dann Hochzeit machen wollten, begleitete sie der Jüngling durch den Kottenforst, der damals noch berüchtigt war, zu ihrer Tante in der Eifel, von wo sie noch am selben Tag weiter zog, in andern Dörfern die übrigen Verwandten zu ihrer Hochzeit einzuladen.

Der junge Bräutigam unterdessen ging den Weg allein nach Hause und kam zum Abend in den Kottenforst, da hörte er ein Weib gräßlich um Hilfe schreien und ging der Stimme herzhaft nach, bis er sie fand. Sie wimmerte nur noch und atmete kaum mehr; doch trug er sie auf seinen Schultern ins nächste Dorf zurück, wo er in

tiefer Dunkelheit mit ihr ankam. Es fand sich, daß sie schon gestorben war an einem Schlag, der ihr das ganze Gesicht zerschmettert hatte, so daß sie nicht mehr kenntlich war.

Weil er Blutspuren an den Händen und Kleidern hatte, hielt man ihn fest im Dorf, bis ihm von seiner Heimat guter Leumund käme. Nun wollte es sein Mißgeschick, daß schon am nächsten Morgen ein reicher Schöffensohn aus Mehlem die Straße ritt, den sie im Dorf gut kannten. Der hatte die Amtmannstochter selber gewollt und lenkte aus Haß Verdacht auf seinen Nebenbuhler, daß er mit seiner Braut am Morgen in den Kottenforst gezogen wäre und sie aus Eifersucht ermordet hätte; auch wollte er die Amtmannstochter noch aus der Leiche kennen. Einmal in solcher Anklage, gebrach es nicht an Zeugen, die ihm böswollten; und als nach vierzehn Tagen seine Braut noch nicht zu Hause war, trotzdem der Hochzeitstag anbrach, auch die meisten von den Verwandten kamen, und keiner wußte, wo sie wäre – zumal die Zeiten nicht danach standen, daß man sich Sorgen um gerechtes Urteil machte – geschah es, daß der Jüngling eines Morgens an den Galgen mußte.

Als er nun auf der Leiter stand, die Schlinge um den Hals, da durfte er sein Armensünder-

wort noch sagen und sprach mit fester Stimme zu dem Volk, daß sie an seinem Todestag, wenn seine Unschuld sich erweise, in Mehlem die Glocken läuten und die Läuter mit Brot und Wein bewirten sollten, damit sie jedem Fremden, der nach der Sitte frage, von solchem Unrecht sprechen müßten.

So starb der Schreinerssohn unschuldig den bittren Tod am Galgen; nach einer Woche aber brachten sie die Braut zurück in einem Wagen. Sie war weit in der Eifel todkrank geworden bei Verwandten, an die niemand denken konnte; die hatten zwar einen Boten hergesandt, dem aber war der Weg zu weit geworden, sodaß er seinen Lohn als Schelm einsteckte. Gramvoll fiel sie von neuem in ihre Krankheit und ging, noch kaum zum zweitenmal genesen, nach Nonnenwerth ins Kloster. Einen Teil von ihrem Geld aber bestimmte sie vorher, die letzte Bitte des Gehenkten zu erfüllen. Davon hört man noch heute in Mehlem jedes Frühjahr die Glocken läuten einen ganzen Tag, ob es noch in den Fasten oder schon Ostern gewesen ist.

Der Rolandsbogen

Bevor Roland mit Kaiser Karl nach Spanien zog, die Mauren zu bekriegen, war er noch fröhlich auf der Drachenburg zu Gast und freite um die Tochter des Ritters Heribert, die schöne und sittsame Hildegund. Die war dem kühnen Helden bald in heißer Liebe zugetan und blieb als seine verlobte Braut zurück, wie er die mühsame Kriegsfahrt begann. Nicht lange aber, so kam die Kunde auch an den Rhein, daß Roland im Tal von Ronceval, den Rückzug des Heeres ruhmvoll deckend, doch von der Übermacht bewältigt gefallen wäre. In Schmerz und Treue an dem Verlobten nahm die Jungfrau den Schleier und ging hinunter nach der Insel Nonnenwerth, in strenger Klosterzucht den leeren Rest von ihren Tagen abzuwarten, bis sie danach dem Geliebten wieder vereinigt wäre.

Da ritt nach Monaten im Abendrot ein Ritter zur Drachenburg hinauf, und wie er dem

Wächter Stand und Zeichen gab, war es Roland, der zwar bei Ronceval von einem Lanzenstich gefallen, doch durch ein Wunder gerettet war und nun mit kaum geheilten Wunden selber die Botschaft von seiner Rettung brachte. Als er von Heribert vernahm, daß Hildegund um ihn, den Totgeglaubten, den Schleier genommen hätte, brachen ihm seine Wunden wieder auf; und als er nach Wochen erst genas, ließ er sich eine Burg aufbauen, am Felsabhang des Rodderberges dicht über Nonnenwerth, mit einem Fenster so nach der Insel hin, daß er in den Klostergarten hinunter sah. Da saß er danach, dem das Siechtum seiner Wunden nicht mehr heilen wollte, Morgen für Morgen, wenn die Schwestern sich ergingen und suchte ihre Gestalt; derartig war seine Sehnsucht, daß er die Stimme der Geliebten herauszuhören glaubte, wenn der Gesang der Nonnen im Wind herwehte.

So wartete die Treue, unten im Gebet und oben in der Trauer des stillen Helden, durch Monate und Jahre miteinander auf denselben Tag, bis der Tod die Liebenden aus ihrer Haft vereinigte. Als unten das Grabgeläut der Hildegund verschollen war, fand ein Knecht den Roland gestorben am Fenster sitzen, als ob sein Leben durch eine fremde Macht erloschen wäre.

Auch seine Burg verfiel, weil keiner nach ihm darin wohnte; und nur das Steinwerk seines Fensters blieb: der Rolandsbogen, der mit Efeu dicht umwachsen bis heute das Denkmal treuer Liebe am Rhein geblieben ist.

Der bucklige Geiger

In Honnef war ein buckliger Geiger mit solcher Kunst begabt, daß, wer ihn einmal hörte, nicht gern mehr nach einer andern Musik tanzen mochte, so sehnsüchtig quoll sein Ton. Sie riefen ihn weithin zu spielen, und wenns ihm nur ums Geld gewesen wäre, so hätte er ein schönes Leben haben können. Doch war er inwendig voll Gram und Sehnsucht, denn weil er selber noch ein Jüngling war, geschah es einmal, daß er mit seiner Geige dazwischen sprang und mittanzte: obwohl sein Ton nun erst recht wie eine Amsel zur Freude lockte, stob alles im Gelächter um seinen Buckel auseinander.

So kam es, daß er wochenlang in seiner Kammer saß und nirgendhin spielen ging, sodaß die Mutter, eine kranke Frau, viel Not mit ihm und den jungen Leuten hatte, die seiner zum Tanz benötigten. Da ging er einmal tief hinein ins Land, weit über das Gebirge und spielte in einem

fremden Dorf; und als sie alle lustig waren und die Augen der Tänzerinnen vom Klang seiner Geige brannten, da wagte er es noch einmal und hüpfte mitten unter sie. Die Mädchen aber kreischten auf und die Burschen klopften ihm den Buckel wie eine Trommel: drum holte er sein Messer vor, schnitt die Saiten mitten durch mit einem Schnitt und lief hinaus bis in die sieben Berge, sich aufzuhängen.

Doch als er in der stillen Waldluft an die blasse Mutter dachte, und daß sie keinen Sorger hätte, besann er sich und schlich um Mitternacht nach Haus, die Nachtigallenschlucht hinunter. Da trat ihm aus dem Waldrand ein feines Mädchen in den Weg; das war zu weiß und windig für die Nacht gekleidet und hatte eine Stimme, die dünn wie Heimchenzirpen klang. Sie bat ihn innig, er möge hier am alten Eichenbaum zum Tanz aufspielen, damit sie auf dem Wiesenplan dahinter tanzen könnte; und als der Geiger ihr mürrisch seine Fiedel zeigte, darauf kein Steg und keine Saite mehr war: nahm sie Mondstrahlen her und stellte ihren Silberkamm darunter. Er hatte sich schon selber um seiner Bosheit willen gescholten, griff freudig in die Saiten, und als sie hell und silbern klangen, nahm er den Bogen in die Hand und spielte, was der Mond ihm sagte.

Es war kein Walzer und kein Rheinländer, und was die Elfenkönigin mit ihren Gespielen danach tanzte, sah aus, wie wenn ein Rauch vom Wind im Kreis getrieben würde. So spielte er bis in den Morgen und dachte nicht daran, selbst mitzutanzen, so wohl tat seinen Augen das Gewoge der silbernen Gewänder. Und als die erste Frühe kam, da wurden ihre Leiber blaß; doch sah er sie noch alle, wie sie in stiller Ruhe kamen, ihm für sein Spiel zu danken. Und während er bedachte, daß dies viel schöner als mit Gold zu lohnen sei, tat ihm die Königin einen Schlag auf seinen Buckel, daß er den Stab zerbrechen hörte. Sogleich verschwanden alle in der Helligkeit, und nur ihr klingendes Gelächter blieb lange in der Luft. Da glaubte er sich hier wie sonst verhöhnt und stieg mit bittrem Herzen in sein Tal zurück.

Zu Hause stand seine Mutter vor der Tür am Wasser und wusch sich den Schlaf aus ihren Augen, sie tat vor Freude einen Schrei; und als er seine Geige fast in den Strom geworfen hätte, so weh tat ihm das: da riß sie ihn am Arm zum Wasser hin, und in der grünen Morgenflut sah er sein Spiegelbild wie einen schlanken Lebensbaum.

Die verbannten Nachtigallen

Als der heilige Bernhard einmal im Kloster Himmeroth ein großes Strafgericht abhielt, weil dort die Mönche alle Klosterzucht vergessen und sich der Weltlichkeit ergeben hatten: schoben sie die Schuld auf ihre Nachtigallen, die jede Andacht durch den sündigen Wohllaut ihrer sehnsüchtigen Lieder übertönten.

Wie solche Anklage unter den Nachtigallen ruchbar wurde, kamen sie aus allen Wäldern rund herum in den Klostergarten; und als der heilige Bernhard sich am Abend darin erging in finsteren Gedanken, schwoll aus den Büschen der süße Sang so schmelzend in die Dunkelheit, als ob die Seele dieser Nacht am singen wäre. Beim ersten Ton war es dem heiligen Bernhard, wie wenn ihm alle Bitterkeit des Tages ausflösse, sodaß er seiner bestraften Mönche vergaß und sich in ein Meer von sehnsüchtigen Gefühlen verlor. Als das die Nachtigallen merkten, erstickten sie

die schmelzende Klage in den Kehlen und versuchten ein Jubellied zum Preise Gottes und seiner schönen Welt. Darüber fiel der heilige Bernhard aus seiner Sehnsucht in solchen Schrecken, daß er die Arme wie vor dem Teufel beschwörend nach jeder Seite hob und so die Nachtigallen für alle Zeit aus diesen Wäldern bannte.

Es ging ein langer Klageton das Tal der Salm hinauf und starb mit einem Schluchzen, das in der Nacht noch lange aus den Bäumen fiel wie die schweren Tropfen nach einem Sommerregen. Dann waren keine Nachtigallen mehr zu Himmeroth; die flogen aus der Eifel fort bis über den Rhein. Doch als sie da in der grünen Morgenfrühe saßen bei Honnef in den Büschen und sich von ihrem Flug erholten, bevor sie ihre Flügel über die sieben Berge höben: begann vom Rhein her ein Gesang von reinen Frauenstimmen und schwoll so herrlich in den Himmel, daß alle Nachtigallen, die rauhe Sehnsucht des Mönchsgesangs gewöhnt, vor diesem Sang aus Kloster Nonnenwerth erstaunten und nicht mehr anders konnten, als jubelnd einzustimmen.

Und als so in den Lobgesang der Frauen erst leise wie ein Flötenton, dann herrlicher die Musik der Nachtigallen fiel, war es den Nonnen, als ob ihr gewohntes Lied noch viel zu ärmlich klän-

ge zu Gottes Lob; denn strahlend brach ihr Chor in die Musik und jubelte auf und nieder in himmlischen Akkorden. Wie wenn zwei himmlische Heerscharen sich begegnet wären, so schwoll es hin und wieder über den Rhein und wurde — von aller Qual menschlicher Sehnsucht befreit — ein reines Jubellied zum Preise Gottes und seiner schönen Welt.

Die Überfahrt der Zwerge

In Erpel lag ein Fährmann schon im Bett, da hörte er bescheiden an seine Haustür klopfen. Er war zwar nicht gehalten, zur Nachtzeit auf den Strom zu gehen; nur weil er dachte, daß wer so spät noch übersetzen wolle, auch Gründe dazu haben müsse, stieg er nicht eilig, doch auch nicht mürrisch in die Kleider, nahm die Laterne und ein Kopftuch für den kalten Wind und ging hinaus, neugierig, welcher Art der nächtliche Wandersmann sich zeigen würde.

Da sah er nun, soweit er seine Leuchte im Kreise gehen ließ, nicht eine Seele und wollte schon – geärgert durch den Schelmenstreich – die Haustür wieder schließen, als er vom Ufer, wo sein Kahn lag, ungeduldig rufen hörte. Er eilte sich dahin zu kommen, sah aber dort so wenig einen Wanderer wie beim Haus; doch hörte er nun deutlich, als ob tausend Mäuse durch den Sand liefen, Gekribbel und Gekrabbel. Und weil

ihm eine Stimme fast zornig befahl, den Kahn zu bringen, holte er die Kette aus dem Wasser, zog den Nachen heran und stieg hinein. Kaum stand er mit der Stange in der Hand, so spürte er das Fahrzeug erzittern, als ob viel kleine Füße auf die Bretter sprängen; auch sah er deutlich, wie es sich mählich füllte und in das Wasser sank. Zuletzt war nur ein Fingerbreit Rand, dann rief ihm eine Stimme, abzufahren.

Nun war in dieser Nacht der Druck des Windes mit der Strömung, sodaß er schon nach dreißig Ruderschlägen das Kopftuch von den Ohren nahm; und als er durch die tiefste Furche war, wo ohnedies der Strom am stärksten faßte, legte er auch seine Kappe neben sich, so heiß war ihm geworden. Er war trotzdem um hundert Schritte zu weit abgetrieben und wollte mit der Stange im flachen Grund den Nachen aufwärts stoßen; da hörte er die gleiche Stimme wie vorhin nicht eben freundlich sagen: sie wollten gleich in die Berge, weil die Menschen in Remagen gewiß nicht besser wären, als die in Ohlenberg, woher sie kämen!

So mußte er den Kahn bei einem Weidenbusch ans Ufer bringen, und spürte ihn erschüttern wie vorhin und sah, wie sich der Rand allmählich aus dem Wasser hob. Doch lustiger war seine

Erstaunung, als sich die Kappe kling und kling mit Münzen füllte. Die fielen rasch wie Tropfen und glänzten silbern in der dunklen Nacht; und als der Kahn sich wieder leicht im Wasser drehte, stand die Kappe wie ein Fäßchen voll Silber da, und alles waren Weißpfennige von kurkölnischer Prägung. Da merkte er, daß ihn die Zwerge von Ohlenberg zur Überfahrt benötigt hatten.

Der faule Knecht

Einmal zur Weinlese wurden in einem Klosterhof, der Abtei Laach gehörig, zwei Knechte in den Wingert geschickt, zu wachen. Als sie nun schon die dritte Nacht da oben in dem windigen Wärterhaus gewesen waren, hatte der eine keine Lust mehr, auf hartem Holz zu sitzen, während die andern in warmen Betten schliefen. Er ging am vierten Abend mit vielem Knurren hinauf, und als der andere schon längst ins Wärterhaus gekrochen war, stand er noch immer an dem Felsen, wo die warmen Lichter vom Klosterhof durch den Nebel leuchteten, und seufzte: wenn doch ein anderer an meiner Statt den Wein bewachen wollte, damit ich schlafen könnte.

Da raschelte es im Laub und aus den Reben kam ein Schritt, hart auf ihn zu; obgleich er niemand erblickte, so sehr er seine Augen aufmachte, hörte er doch eine Männerstimme dicht vor sich sagen, daß jemand für ihn wachen wolle

um guten Lohn. Er war zuerst erschrocken, doch weil die Stimme ruhig weiter sprach, nicht anders auch, als ob ein Mensch dastände, versprach er einen Korb voll reifer Trauben: Er solle jedem, der von jetzt bis an den Morgen in den Weinberg träte, den Hals umdrehen.

Das war der Kobold wohl zufrieden, nur wollte er den Lohn gleich haben. So mußte ihm der Knecht erst einen Korb voll schöner Trauben schneiden, der wie von Händen aufgehoben und davongetragen wurde, ohne daß er den Träger sah. Darüber stand er zwar noch lange verwundert, doch stieg der Schlaf so in ihm auf, daß ihm die Augen naß vor gähnen wurden. Er sagte drum zu seinem Kameraden, daß er Ablösung hätte, und kletterte in der Dunkelheit den wohlbekannten Pfad hinunter bis an den Weinbergsweg, der zwischen hohen Mauern bequem talabwärts führte.

Nun wollte es sein Unglück, daß ihn dicht vor dem Klosterhof der Kellermeister erwischte, der sich ein Stück ergehen wollte und den Ungetreuen mit bösen Worten anfiel. Der hatte schon im Gehn geschlafen und sagte trotzig, daß er doch einen Stellvertreter hätte. Der Kellermeister aber, der rauschigen Gemütes war und das für eine Ausrede hielt, riß eine Latte aus der

Hecke und trieb ihn damit in den Wingert zurück. Da stand der Knecht nach einer Viertelstunde wieder am Lattentor; und weil er wußte, daß der Kellermeister noch lange auf ihn lauern würde, gab er die vierte Nacht gleichviel fürs Bett verloren und kletterte nicht eben gut gelaunt hinüber. Kaum aber stand sein Fuß im nächtlichen Wingert drin, so kollerte es von oben durch die Reben, als ob ein Stein herunter rollte; und ehe er an seinen Stellvertreter dachte, hatte ihn der Kobold schon am Genick und drehte ihm den Hals derartig um, daß er aufs Angesicht zu liegen kam, trotzdem er auf den Rücken fiel. So fand sein Kamerad die Leiche, als er sich fröstelnd in der ersten Helle nach Hause schlich.

Der Todessprung zu Altenahr

Als einst die Fürsten mit vielem Kriegsvolk vor die Burg zu Altenahr gezogen kamen, vermochten sie mit aller Übermacht den Berg nicht zu berennen; denn die Mannschaft war wachsam und stets bereit, mit heißem Pech und Steingeröll die Stürmer zu bedienen. Sodaß sie schließlich keinen Angriff mehr versuchten, jedoch mit ihren Heerhaufen den Berg so dicht umstellten, daß selbst zur Nachtzeit kein Fuchs, geschweige denn ein Mann mit Proviant durchkommen konnte.

Nachdem sie so den ganzen Sommer lang vor der Burg gelegen hatten, die drohend über ihnen blieb, wenn sie auch auf den Wällen wenig Kriegsvolk sahen: hörten sie an einem Morgen schon im Herbst laut in das Tal hinunter rufen. Und als sie lauernd kamen, sahen sie den alten Ritter gepanzert und mit dem Helmbusch wie zum Turnier geschmückt hoch auf dem Wall lang=

sam die Burg umreiten und hörten ihn mit seiner alten Stimme trotzig den Feldgesang absingen. Sie liefen zu ihren Waffen, ob nicht durch einen Bogenschuß dem Kühnen beizukommen wäre: da spornte er sein Roß auf der schmalen Mauer und stürmte, die Lanze in der Faust, sicher wie auf einem Plan dahin, bis er vom höchsten Rand mit seinem Schlachtruf geradeaus in den Himmel sprang. Einen Augenblick sahen sie ihn aufrecht in der Luft, als ob Wotan abritte nach Walhall, dann überstürzten Roß und Reiter sich und schlugen im Fall am Felsen auf und rollten mit einem Sturz von Steinen in die Ahr.

Als sie danach die Burg berannten, war da kein Pech, sie zu beschütten und auch kein Pfeil, sie zu beschießen; und als sie zögernd durch das erbrochene Tor in den Burghof kamen und nach der Mannschaft suchten, war nirgendwo ein Leben zu finden; wohl aber sahen sie die frischen Gräber, wo er sein Weib und seine Söhne und auch den letzten seiner Mannschaft begraben hatte, da alle vor ihm dem Hungertod verfallen waren, dem er allein trotzig entging.

Salisches Blut

Auf dem Hammerstein hatte Graf Otto seine Muhme Irmengard gefreit und längst schon war ihr Bund vom Schloßkaplan gesegnet, als der Bischof von Mainz aus altem Haß Einspruch erhob: das salische Blut in beiden sei zu nah.

Doch wollten sich die Liebenden nicht wieder trennen, weil auch kein Bischof scheiden könne, was Gott zusammengefügt habe. Sie kamen darüber in Acht und Bann; auch rückte bald ein kaiserliches Heer den Rhein herauf, die Widerspenstigen zu strafen. Die aber saßen wehrhaft in ihrem Felsennest und trotzten Papst und Kaiser mit ihrer tapferen Liebe, obwohl es die Belagerer Monate lang mit scharfen Stürmen und grausamer Aushungerung versuchten. Endlich sahen die den Grafen bei einem Ausfall von einem Pfeilschuß stürzen, und obwohl die Seinen ihn noch heimführen konnten, erneuerten die Angrei-

fer den Sturm nun Tag für Tag. Da fanden sie statt seiner die junge Frau Irmengard zu Roß, dem Angriff zu begegnen, und als sie auch getroffen wurde am dritten Abend, war am vierten Morgen Graf Otto wieder munter; nicht lange, so standen beide ihrer Wunden genesen auf dem Wall und sangen den Belagerern das Kampflied ihrer Liebe über die Köpfe hin.

So zog der Streit sich mehr als ein Jahr lang und immer verdrießlicher für die Angreifer hin, indessen die auf dem Hammerstein wehrhafte Flitterwochen feierten; bis endlich Kaiser Heinrich den Streit mit einem witzigen Spruch entschied: das salische Blut sei tapfer aus den Wunden der beiden geflossen, was sie seitdem noch in sich hätten, sei nicht verwandt! Und ob der Bischof sich der kühnen Deutung wehrte, der Kaiser beharrte auf seinem Wort; und da sich ohne das kaiserliche Heer nichts gegen soviel hartnäckige Treue ausrichten ließ, war er genötigt, in eine neue Trauung zu willigen. Womit die Liebenden sich umso eher zufrieden gaben, als nun der Bischof statt dem Burgkaplan den Pakt einsegnen mußte und der Kaiser selber Brautführer der tapferen Irmengard war.

Die Andernacher Bäckerjungen

Zu Andernach am Rhein sieht man seit alter Zeit am Rheintor zwei Bäckerjungen ausgemeißelt: als Dankeszeichen, weil sie durch raschen Mut die Stadt vor einem Überfall bewahrten. Seitdem der Erzbischof von Köln den Andernacher Zoll an Linz gegeben hatte, war zwischen beiden Städten eine böse Feindschaft, bis sich das Linzer Kriegsvolk eines Nachts aufmachte, die hinderliche Stadt mit Schwert und Feuer zu vernichten. Sie kamen noch im Dunkeln mit vielen Schiffen an und wollten mit dem frühesten Morgenlicht die Stadt berennen, zumal am Rhein die Rede ging, daß sich die Andernacher nicht gern vom ersten Sonnenstrahl aufwecken ließen.

Nun waren an dem Morgen zwei Bäckerjungen – weil die meisten Mägde noch schliefen, sodaß sie die warmen Brötchen auf die Fensterbretter legen konnten – frühzeitig leer mit ihren

Körben. So kamen sie, wie oft schon, auf den Übermut, sich in dem Wehrgang auf der Stadtmauer zu vergnügen. Da hatte der Wächter am Rheintor den schönen Platz benutzt und eine Batterie von Bienenkörben aufgestellt; sie gingen leise hin und klebten alle Fluglöcher zu mit Lehm, daß er sich wundern sollte, warum die Bienen gar nicht flögen.

Als sie mit solchem Schabernack zu Ende waren, auch noch dem Wächter einen Strick vor seine Tür gebunden hatten und neuer Streiche lüstern in den Nebel sahen, der auf dem Rhein geballte Wolken trieb, war es dem einen, als hörte er vom Wasser her einen Klang, wie wenn Metall auf Stein gestoßen würde. Und weil der andere meinte, daß auch noch Menschenstimmen im Geräusch der Wellen wären, so streckten sie die Köpfe vor und lauerten, was wohl geschehen könnte. Es dauerte auch nicht lange, so kamen von den Seiten Männer auf Händen und Füßen angekrochen mit Schwertern und mit Stangen, die in dem Nebel und dem frühen Tag kaum zu erkennen waren, nur daß die Helme und Waffen deutlich blinkten. Die lagerten sich seitwärts unter der Mauer und warteten, bis eine Doppelreihe von Männern mit einem schweren Balken

kam und einer starken Eisenspitze daran, das Stadttor einzustoßen.

Wie das die Bäckerjungen sahen, wollte einer mit Geschrei hinunter laufen, die Bürger aufzuwecken; der andere aber hielt ihn fest, weil er bedachte, daß unterdessen die Männer längst durch das Tor und in der Stadt am morden wären. Und während die unten mit ihrem Balken die Füße schon zum Anlauf fest in den Boden stellten, und gar nichts anderes in der Nähe zum werfen war, griff jeder einen Bienenkorb. Die warfen sie den vordersten Männern so heftig an die Köpfe, daß sie rückstürzend auch die anderen verwirrten und der Balken seine Spitze statt in das Tor dumpf in die Erde bohrte. Worauf die Bäckerjungen Mut bekamen, rasch und gewandt die ganzen Bienenkörbe nacheinander hinunter feuerten und die Linzer durch diese Wurfgeschosse – die ihnen im Halbdunkel wie schwere Steine vorkommen mochten – so verwirrten, daß auch die Hintersten den Balken fallen ließen und alles weit aus dem Bereich des Turms zurücksprang.

Bis dahin waren die Bäckerjungen still bei ihrer Arbeit gewesen; nun liefen sie zur Stadt hinunter, wo sie die Sturmglocke derartig zogen, daß die Geweckten bald mit Waffen und Ge-

schrei aus ihren Häusern sprangen und nach einer Viertelstunde auf allen Mauertürmen die Mannschaft stand, wie es durch den Rat seit alter Zeit verordnet war.

Weil aber drei verschlafene Männer nicht einem Stand zu halten vermögen, der sie mit wacher Kraft angreift, so hätte alle Mannschaft den Andernachern doch nicht mehr geholfen, wenn nicht die Bäckerjungen ein anderes Kriegsvolk aufgerufen hätten. Denn als die Linzer nach dem ersten Schrecken sahen, vor welchen Waffen sie geflohen waren, gerieten einige in solche Wut — auch, weil sie von den Bienen schon gestochen waren — daß sie unklüglich mit Stangen und mit Schwertern die Körbe in Stücke hieben, worauf das Bienenvolk in Schwärmen wie ein Rauch vom Boden aufging und sich zu hunderten an jeden einzelnen der Männer machte, die nun schon wieder den Balken aufgehoben hatten, den Stoß ins Stadttor zu tun. Und ob sie dachten, durch ihre Helme geschützt zu sein, so drangen die Bienen durch alle Spalten ein und stachen in die Augen, daß viele die Waffen von sich warfen und ihre Augen mit den Händen schützend, vom schwarzen Dunst der Schwärme verfolgt, nach den Booten liefen; und einige auch

ins Wasser stürzten, um nur die Qualen los zu sein.

So brauchten die Andernacher ihr Tor nicht aufzumachen und hatten doch den Linzern einen Ausfall angetan, daß sie seitdem nicht wiederkamen.

Der Stab der heiligen Rizza

Rizza, des frommen Ludwig heilige Tochter, wohnte jenseits von Coblenz in der Einsamkeit. Nur jeden Morgen, wenn die Glocken von St. Castor riefen, ging sie hinüber und immer betrat ihr Schuh den Strom wie sonst ein Ackerfeld, obgleich die Wellen ihre Fußspur verwischten.

Nur eines Morgens – spricht die Sage – fiel eine Schwäche in ihr Herz. Weil sich ein Nordwind mit schäumenden Wellen in die Strömung warf und heftige Regenschauer Wolken und Wasser mischten, nahm sie vom Ufer einen Weinbergstecken mit und dachte sich darauf zu stützen. Doch als sie auf der fließenden Tiefe schritt und sich in menschlicher Furcht auf einen Stecken mehr als auf Gott verließ und beide Hände dem dünnen Holz anklammerte: sank ihr der Stab mit ihren Füßen ein, sodaß sie bald zur Hälfte im Wasser stak und ganz versunken

wäre, wenn nicht die Seele wieder gläubig der irdischen Furchtanwandlung gelächelt hätte. Da ließen ihre Hände das arme Holz, und wie das von der Schwere des Wassers gehoben wurde und fortschwamm: so tauchte auch die Seele gläubig aus allen Zweifeln auf, weil ihre Augen nun wieder fest ans Ufer gerichtet waren, das sie diesmal mit nassen Schuhen, doch nicht gefährlicher als sonst erreichte.

Der Spieler auf Lahneck

In Braubach kam ein Junge durch eine Ohrfeige um sein Gehör, daß er die Sprache nach und nach verlor und keiner Sache nütz sich Zeitvertreib auf eigene Weise suchte.

So wollte er einmal auf Lahneck zur Nacht ein Eulennest ausheben. Er kam trotz der bedeckten Dunkelheit, weil er die Pfade kannte, gut hinauf, fand auch das Nest mit sieben jungen Eulen, die er im Leinensack auf dem Rücken heimtragen wollte, und stieg gerade von dem Gemäuer in den Hof zurück, als er die ausgebrochenen Fenster der Kapelle hell erleuchtet sah. Zuerst befiel ihn zwar der Schrecken, doch weil er an die Nacht gewöhnt war, nahm er sich Mut und kletterte über Schutt und Brennesseln in den Kapellenhof hinunter. Wie er die Tür mit einem Spalt aufmachte, hatten Landsknechte in fremder Kleidung einen großen runden Tisch inmitten der Kapelle aufgestellt und würfelten miteinander,

während auf dem Hochaltar die Kerzen brannten.

Es waren blonde spitzbärtige Gesichter, und obwohl er nichts mit seinen tauben Ohren von ihrer Sprache verstand, sah er, daß sie zum Spiel und Trunk mit frechen Mäulern sangen. Jedesmal, wenn einer gewonnen hatte, ging ein anderer in die Ecke, wo Gold- und Silbergerät auf einem Haufen lag, und stellte eine Kanne oder einen Leuchter hin als neuen Gewinn. Dann senkten sich die Köpfe vor und jeder nahm das Ding zur Hand, Wert und Gewicht zu prüfen; und manche Hand war rot bestreift mit Blut.

Inzwischen äugte einer nach der Tür und sah den Lauscher stehen und zeigte ihn den anderen; sie waren aber so versessen in ihr Spiel, daß sie ihn kaum ansahen, und nur der eine winkte ihm. Der Junge wollte aber nicht und stand versteinert hinter der halboffenen Tür, bis ihn der blonde Spitzbart mit den Reiterstiefeln holte und in die Runde setzte. Er mußte würfeln wie die anderen und gleich der erste Wurf war hoch, so daß er eine Kanne bekam aus purem Silber. Die füllte ihm der lange Reiter mit Wein aus einem Faß, das vor dem Hochaltar gelagert war; er mußte trinken und weiterwürfeln und gewann dermaßen, daß bald vor ihm der größte Haufen

lag. Die anderen waren unterdessen schon so voll Wein, daß sie nur sangen und die Becher schwenkten und ihr Erwürfeltes auf dem Tisch im Haufen durcheinanderwarfen. Und einer hatte eine Gitarre mit und riß daran mit närrischen Gebärden, wozu die anderen lachten und schrien und mit den Humpen auf den Steintisch hämmerten. Der Bursche war das recht zufrieden, weil er sich dachte, daß sie ihm endlich in der Betrunkenheit die ganze Beute lassen müßten.

Darüber aber kam eine Bewegung wie ein Stoß unter sie, daß alle nach den Schwertern griffen und zur Tür hinsprangen. Schon aber drangen Männer herein mit Hackmessern, Stangen und Gabeln, nur wenig Soldaten, meist Bauern und Bürger. Die fielen mit ihren Waffen über die Würfler her und stachen und hieben sie in Stücke, daß überall das rote Blut den Boden und die Wand bespritzte; und wen sie nicht erschlugen, den warfen sie durchs Fenster hinunter, wo er tief nach der Lahn abstürzen und an den Felsen zerschmettern mußte. Den Burschen stieß ein bärtiger Mann derartig an die Brust, daß er den Stoß wie einen Hammer fühlte und hinfiel, ins Blut und die zertretenen Becher; doch so zur Tür, daß er in Todesangst aufspringen und noch entrinnen konnte. Obwohl er

all sein Gold und Silber lassen mußte und einer ihm im Hof auch noch den Leinensack mit den jungen Eulen vom Rücken riß, sah er nicht um und stand nicht still, bis drunten auf der Straße von Lahnstein her ein Handelsmann mit einer Karre kam, der ihn aufsitzen ließ und mit der ersten Frühe nach Braubach brachte.

Seit dieser Nacht ging er nicht mehr im Dunkeln aus und war auch keinmal mehr auf der Burg, so sehr ihn manche dazu verleiten wollten um der Goldgeräte willen. Denn das war eine Sage weit herum, daß schwedische Schnapphähne im Dreißigjährigen Krieg die Burg Lahneck genommen und im Kapellensaal den Raub verwürfelt hätten. Da wären die Bürger von Lahnstein durch eine Pforte eingedrungen und hätten sie erschlagen oder aus den Fenstern hinunter in die Lahn geworfen; doch von dem Gold- und Silberschatz sei nur das wenigste gerettet worden.

Der Ring der Zwergenkönigin

In Nievern unter Ems schlief eine Frau von Marioth am ersten Mai mit ihren Kindern allein zu Haus, weil ihr Gemahl nach Lüttich in Geschäften war. Da wurde sie zu Mitternacht durch eine Helligkeit geweckt, die wie ein nächtlicher Regenbogen das Zimmer mit bunten Strahlen füllte. Als sie zuerst erstaunt die Augenlider und dann erschrocken sich selber in die Höhe hob, stand vor dem Bett nicht größer als ein Kind ein greisenhaftes Mütterchen mit einer silbernen Laterne und geschliffenen Kristallen darin. Das bat sie flehentlich, da sie oft mildtätig zu Kranken gegangen wäre, jetzt auch mit ihm zu kommen, weil seine Königin sehr krank geworden sei.

Nun war die Nacht zwar dunkel, doch weil die Frau beherzt und guter Seele war, zog sie sich eilig an und segnete die schlafenden Kinder, der seltsamen Zwergin in ihr Reich zu folgen. Die führte sie flußaufwärts bis an eine Treppe, die

scheinbar zu der Lahn hinunterstieg, jedoch nach wenig Stufen von Gewölben überdeckt in einen schrägen Gang auslief, darin es von der Decke tropfte, wie wenn er unterm Fluß herginge.

Dann kam ein kleines Tor, von einem Zwerg bewacht, der beide Flügel in eine Halle öffnete, von der gleich einem Fächer nach allen Seiten hellerleuchtete Gänge ausstrahlten. Der mittlere war breiter als die anderen und führte an eine Perlmuttertür, die auf ein leises Klopfen geöffnet wurde. Daraus kam eine Dame, wie das Mütterchen klein an Wuchs, doch kostbar in der Kleidung; die nahm sie eilig bei der Hand, indes die andere mit der Laterne draußen bleiben mußte, und führte sie durch prunkende Gemächer in eine nicht sehr große, doch von Kristallen glitzernde Halle, wo auf dem kleinen Bett von Seide die junge Zwergenkönigin in ihren Schmerzen lag, umgeben von den Frauen, die hilflos bei ihr standen.

Die Frau von Marioth war geübt in allen Dingen der Krankenpflege und wußte auch hier so klug zu helfen, daß schon nach einer Stunde die Zwergenkönigin – zwar blaß und ohne Kraft sich zu bewegen – doch ihrer Schmerzen wohl entbunden dalag. Obwohl sie kaum zu sprechen vermochte, gab sie der tapferen Helfe-

rin einen Ring; sie möge sich damit Johannis-abends beim Untergang der Sonne am Fuß des Silberberges einfinden und von der Lahn aus den Pfad ansteigen, bis wo sie einen Habicht und einen Raben im Streit um eine Taube fände. Sie solle sich die Stelle merken und auch den Ring bewahren; solange er in der Familie bliebe, ginge das Glück nicht wieder fort.

Sie wurde darauf von derselben Dame hinausbegleitet in die Halle; da wartete das Mütterchen und führte sie auf dem gleichen Wege hinauf durch das Gewölbe und bei der Lahn ins Freie, wo sie die frische Luft in vollen Zügen atmete. Todmüde kam sie danach in ihr Haus, fand alle Kinder wohl und schlief bis in den hellen Tag. Dann glaubte sie aus Träumen aufzuwachen; doch saß der goldene Ring an ihrem Finger und war geschuppt wie Schlangenhaut, drei Streifen nebeneinander.

Den zeigte sie auch ihrem Mann, als der nach sieben Tagen von seiner Reise kam und alles für einen Fiebertraum erklären wollte. Die seltene Arbeit machte, daß er mit ihr am Johannisabend, zwar scherzend, doch erwartungsvoll zum Silberberg hinausging; und als sie an einer Lichtung im Gebüsch die Taube wirklich fanden, darum ein Habicht und ein Rabe sich stritten,

steckte er seinen Stock tief in die Erde; kam auch am anderen Morgen mit einem Hauer wieder und hieß ihn da einen Stollen graben, der schon am dritten Tage auf dünne Adern, danach auf solche Mengen Silbererz stieß, daß die Marioths in wenigen Jahren mit Reichtum überschüttet waren.

Und weil die Frau den Ring niemals vom Finger ließ, blieb auch das Bergglück treu, bis sie nach vierzig Jahren mit ihrem Mann gesegnet starb. Da hätte die Tochter dem ältesten Bruder gern den Ring gelassen. Doch war der Jüngste nicht zum Verzicht gewillt, so ließen sie bei einem Goldschmied in Koblenz die Streifen in drei Ringe auseinanderteilen. Von der Zeit an blieben die Erzgänge taub, soviel sie danach gruben, kein Silber war mehr zu finden. Und als der Jüngste dann eigensinnig blieb, gab er in wenig Jahren sein ganzes Erbteil dran, den Berg aufs neue zu durchgraben, so daß er seines Reichtums ledig und verdrossen starb.

Die Orgelbornskirmes

Seit alters hatten sich die Bürger von Boppard in Nachbarschaften aufgeteilt, davon eine jede ihre herkömmlichen Rechte hatte. Als nun die Stadt vom kurtrierschen Heervolk belagert wurde, kam für die Nachbarschaft der Märkter zu allem Schrecken noch ein besonderes Mißgeschick hinzu: sie konnten ihre Kirmes nicht feiern, die sonst am Montag nach Fronleichnam auf der Orgelbornswiese gehalten wurde, weil diese Wiese draußen vor dem Tor lag. Da sie dadurch für alle Zeiten – so stand es in den Schriften – das Anrecht auf die Wiese gegen das Kloster Marienburg verloren hätten, dem sie gehörte, war die Erbitterung groß, und es gab in der Märkter Nachbarschaft Hitzköpfe genug, die ihrer Kirmes zuliebe die Stadt gern übergeben wollten.

Drum gingen ein paar tollkühne Burschen mit Sträußchen an den Hüten zum Feind hinaus

und stellten den Hauptleuten ihre Sache vor, wie sie durch diesen unnützen Krieg die Orgelbornswiese und ihre Kirmes darauf verlieren sollten für alle Zeit: man möchte ihnen um eines solchen Notstandes willen Waffenstillstand gewähren für den einen Tag! Da sie als Rheinländer ihre Gastpflicht kannten, versäumten sie nicht, auch die Belagerer selbst zur Kirmes einzuladen. Nun war der feindliche Marschalk von Linz am Rhein zu Hause, und weil er es satt hatte mit dem fremden Söldnervolk, auch sonst die Not der Bopparder verstand, gewährte er mit guter Laune den lustigen Waffenstillstand.

So kam es, daß an dem Montag nach Fronleichnam keine Steinkugeln gegen die Mauern flogen und kein Balken ein Stadttor berannte. Dagegen öffnete sich die Pforte gegen Marienburg wie sonst an diesem Tag, und hinter Trommlern und Pfeifern zog die Nachbarschaft der Märkter zur Orgelbornswiese aus. Ob es anfangs nur ein dünnes Häufchen war, weil die meisten dem ungewissen Zustand nicht trauten und einen Hinterhalt besorgten, tat doch das Kloster seine Keller auf, der Nachbarschaft nach alter Herkunft Speis und Trank zu liefern. Als erst der dicke Marschalk aus Linz mit einer herzhaften Jungfrau den ersten Hopser tat und kein

Feldgeschrei die Spielleute störte, zog es die Vorsichtigen und Zagen allmählich nach aus der düsteren Stadt ins maiengrüne Tal; so wurde die Orgelbornskirmes in diesem Frühjahr weniger vorbereitet als sonst und mit fremderen Gästen, doch darum nicht minder lustig gefeiert, zumal die Sonne nach dumpfen Regentagen aus blanken Lüften auf die Fahnen und Zelte schien. Bis mit der Abendkühle die Pfeifer und Trommler den Zug der Märkter wieder sammelten, wie er gekommen war, und auch das andere Gewimmel nachzogen in die wehrhafte Stadt, dem fremden Kriegsvolk die Reste überlassend.

Am Morgen fing es mit hauen und stechen von neuem an, bis sich die Stadt am zwölften Tag der Übermacht ergeben mußte; doch sagt man, daß die milde Rachtung danach von den Bekanntschaften der Orgelbornskirmes ihren Ausgang genommen hätte.

Das Brudermichelstal

In einem Tal bei Boppard, das heute diesen Namen trägt, lebte ein Klausner namens Michel, der aus der Fremde in den Wald gekommen war. Er hatte sich aus dürrem Holz und Rasen an die Felswand ein Haus gebaut, das nicht viel anders aussah, als eine Torburg, und es gab eine Sage, daß er den ganzen Berg dahinter zur Wohnung hätte und vorn die Kammer nur für die Kranken brauchte.

Die kamen aus der ganzen Gegend zu ihm, und es gab wenig Krankheiten, wo er nicht Linderung erreichte. Das meiste aber tat er nicht mit Kräutern, soviel er davon wußte, sondern mit dem Wort: indem er sagte, daß auch die Körperleiden zumeist in Seelennöten ihre gefährlichen Wurzeln hätten. So gingen alle getröstet und fröhlicher von ihm, als sie gekommen waren; und weil das über Jahrzehnte dauerte, sodaß die Kinder Eltern wurden, die ihn mit

weißem Bart aus ihrer Jugend kannten: fing eine Sage an, daß er nicht sterben könne. Nur wenn im Winter der Schnee manchmal durch Wochen fiel und danach eine Decke darauf fror wie blankes Glas, sodaß sie Mühe hatten selbst in der Stadt, sich Wege einzuschaufeln, dann sprachen sie am warmen Feuer vom Bruder Michel: wenn er jetzt stürbe, wer ihn begrübe in seiner Waldeinsamkeit, und ob man ihn nicht doch einmal im Frühjahr von Wölfen im Winter aufgefressen fände.

Da geschah es am letzten Januar, daß mitten in der Nacht zu Boppard alle Glocken zu läuten begannen, so daß mancher aus dem Schlaf erwachend im ersten Schrecken nach Feuersbrünsten Umschau hielt. Doch blieb die Nacht in ihrer Dunkelheit, nur daß sich Haus für Haus ein Licht ansteckte und endlich keine Seele mehr in Boppard am schlafen war. Das Geläute aber hörte nicht auf von allen Türmen, so lief man hier- und dorthin, nachzusehen, und bald war es der ganzen Stadt bekannt, daß niemand an den Seilen zöge.

Da fiel die Furcht und eine Ahnung heimlicher Dinge in die Herzen; sie fingen an, die Kirchen zu erhellen und zogen in Scharen hin, so daß in dieser Nacht ein Gottesdienst und in-

niges Gebet zu Boppard war wie nie zuvor an einem Feiertag. Doch als der Morgen kam, stand vor dem Tor ein Reh mit lahmem Fuß, das alle kannten, weil es dem Klausner wie ein Haustier diente. Da schaufelten sich die Männer einen Weg hinauf und fanden ihn gestorben in der Nacht, und mußten staunend erkennen, was für ein Totenamt sie dem Bruder Michel gehalten hatten.

Die feindlichen Brüder

Wenn man von St. Goar den Rhein hinunter kommt, sieht man von weitem auf schwarzem Felsgezack zwei Burgen wie Brüder beieinander stehen; doch aus der Nähe ragt eine Mauer haushoch dazwischen, die Streitmauer genannt, wie auch Burg Liebenstein und Sternberg die feindlichen Brüder heißen.

Vor Zeiten – spricht die Sage – hatten die Burgen nur einen Herrn und waren durch einen Steg verbunden; als dann der alte Ritter starb, zwei Söhnen den Reichtum seiner Güter überlassend, da sollten sie das bare Geld mit ihrer blinden Schwester teilen. Doch weil die eine Nonne geworden war und also ihr Drittel der Kirche zufallen mußte: ließen sie das Gold in Scheffeln messen und drehten der Schwester ihren arglistig um, so daß nur auf dem Boden eine flache Schicht von Münzen lag, die sie arglos befühlte.

Indessen aber die Schwester mit ihrem mageren Erbteil am Fuß der Felsen eine Kapelle bauen ließ, entzweiten sich die Brüder in ihrem reicheren Besitz, und diese Feindschaft wuchs bald so, daß sie zuletzt die Streitmauer aufrichten mußten, um ihren Haß zu trennen. Eben war sie fertig, als unten auch das Glöckchen zur ersten Andacht rief. Da sah der Liebensteiner mit den anderen Betern seinen Bruder von Sternberg ins Tal hinuntergehen, und weil er dessen Frömmigkeit mißtraute, kam er ihm über den steilen Weinbergspfad zuvor, so daß die Brüder unvermutet in der Kapellentür zusammentrafen und da, von ihrem Haß übermannt, die feindlichen Schwerter zogen; so kampfeswütig, daß beide zu gleicher Zeit ins Herz getroffen vor dem Altar hinsanken, an dem die Blinde erschrocken von dem Lärm und betend um ihre Seelen die Hände rang.

Ihre Leichen wurden nebeneinander in den entweihten Boden gelegt; denn weil die blinde Schwester nun Erbin aller Güter geworden war, ließ sie das ärmliche Gotteshaus abreißen und dicht dabei das Kloster und die Kirche Bornhofen bauen, die heute noch das Ziel fröhlicher Wallfahrten sind, indessen die stolzen Burgen mit ihrer Streitmauer zerfallen stehn.

Die Wiege der Pfalzgräfinnen

Noch steht die Rheinpfalz da bei Caub auf ihrer schmalen Insel mit Turm und Dächern, und auch das Stübchen ist sauber darin, wo Heinrich des Löwen Sohn mit der jungen Pfalzgräfin Agnes heimliche Hochzeit feierte.

Die war seit früher Jugend dem Braunschweiger verlobt gewesen; doch weil sich später Waiblinger und Welf in bitterer Feindschaft trennten und Konrad ihr Vater seinem kaiserlichen Bruder die Pfalzgrafenschaft verdankte, war von der Heirat nicht mehr die Rede, bis sich der König von Frankreich um Agnes bewarb. Da mußte die Staufentochter der Mutter eingestehen, daß Heinrich des Welfen Sohn oftmals verkleidet zu ihr nach Stahleck gekommen wäre und daß sie eher ins Kloster als einem anderen Mann ins Hochzeitsbett ginge.

Während der Vater den Plänen seiner Sippschaft verpflichtet war, konnte die Mutter auf

die Stimme des Blutes hören; sie stand der Tochter bei und sandte heimliche Botschaft an den Welfen: er möge sich zur Hochzeit rüsten, solange der Pfalzgraf noch von Stahleck abwesend sei. Indessen der mit seiner Mannschaft mühsam im Feld lag, staufische Macht gegen welfische Auflehnung zu schützen, kam Heinrich als sein Eidam eines Abends allein auf Stahleck an, von keinem als den Frauen gekannt. Doch war es vor dem Gesinde unmöglich, die Hochzeit auf Stahleck einzurichten; so fuhren die Frauen mit dem Fremdling an einem kalten Maimorgen im Nachen den Rhein hinunter bis an die Pfalz, wohin vor ihnen schon mit einem treu ergebenen Knecht der Burgkaplan gekommen war. Der Kirschbaum im engen Zollhof blühte, sonst war es düster in der einsamen Wasserburg, weil ein Hagelschauer das Rheintal mit schwarzen Schwaden überzog, als die beiden Fürstenkinder ihren heimlichen Bund einsegnen ließen. Doch tat sich ihre Liebe in den ärmlichen Räumen auf mit hundert Blüten und stand noch immer in Duft und Schaum, als schon die Kirschen schwarzrötlich an dem einzigen Baum im Zollhof hingen; und fand im Sommer Mauerschatten genug, nicht zu verdorren, und im Herbst und Winter danach ein warmes Feuer.

Als im Frühjahr endlich aus einem winterlichen Feldlager der Pfalzgraf nach Stahleck kam, fand er die Tochter ausgeflogen und unten in der Rheinpfalz den Welfen bei ihr als Kuckuck im Nest. Und ob er ihr den nehmen wollte, es war zu spät, weil in der kleinen Kammer schon eine neue Pfalzgräfin ihr dünnes Stimmchen hob, die Welf und Waiblinger in einem war. Er holte die drei aus ihrer Heimlichkeit nach Stahleck hinauf und sorgte, daß auch der Kaiser seinen Segen zu diesem häuslichen Feldzug gab.

So wurde Heinrich des Löwen Sohn Pfalzgraf am Rhein, und die Rheinpfalz bei Caub zur Wiege eines Geschlechts von Pfalzgräfinnen, die nach der Sage fortab ihr erstes Kindbett dort halten mußten.

Der tapfere Kommandant

Als einmal spanische Soldaten Caub belagerten, übergab der Kommandant die Pfalz am Rhein und auch Burg Gutenfels so schnell, daß schon am dritten Tage die Spanier trotz ihrer geringen Zahl des Ortes völlig Herr gewesen wären, wenn nicht der große Turm inmitten sich tapferer gehalten hätte. So saßen sie als Sieger in einer Stadt, darin sich trotzdem kein Spanier auf der Straße zeigen konnte. Wenn sie mit einer weißen Fahne vor die Besatzung kamen, erschien wohl hinter der Zinne der weiße Kommandant, die Uebergabe zu verweigern; sonst aber war nichts gegen die wackeren Verteidiger zu unternehmen, zumal die Spanier nicht mit Geschütz versehen waren. Denn Leitern anzulegen getraute sich keiner, weil ihm die Kugel sicher war.

So gab es einen sonderbaren Zustand in der Stadt; weil es schon spät in den Herbst ging,

wollten sich die Spanier behaglich für den Winter ihr Quartier einrichten und konnten doch nur im Schutz der Mauern zueinander schleichen. Auch mußten Tag und Nacht die Posten stehen, weil niemand wußte, ob nicht die tapfere Besatzung einen Ausfall machen könnte durch einen unbekannten Gang. Diese Sorge nahm mit den Wochen zu, weil die Verteidiger unmöglich soviel Proviant im Turm verwahren konnten, um wochenlang davon zu leben, und also solch ein unterirdischer Gang bestehen mußte.

Als deshalb nach einem Monat endlich die weiße Fahne am Turm lustig im Oktoberwind flatterte – es war zwar nur ein schlechter Leinwandfetzen – und ein Signal geblasen wurde, daß die Besatzung bereit zu unterhandeln sei: war es den Spaniern zumut, als ob ihnen endlich der Teufel aus dem Nacken ginge. Ihr Oberst, der gerade den Bart abschaben ließ, versäumte keine Zeit, den Schaum erst abzuwischen; er schickte gleich den Trompeter, Antwort zu blasen, und brauchte keinen Trommelwirbel, die Mannschaft heranzuholen, weil die sich selber schon in den Winkeln rundum versammelt hatte. Die Musketenläufe, die sonst aus den Scharten drohten, waren endlich fort und auf der Plattform verkündete der Kommandant, daß die Be-

satzung gegen freien Abzug die Burg zu übergeben bereit sei, was ihm um ihrer Tapferkeit willen eilfertig zugebilligt wurde.

Da schlugen die spanischen Trommeln an; wie sie da waren, stellten sich die Belagerer auf, neugierig, ihren unheimlichen Feind zu sehen. Es dauerte noch eine Zeit, dann hörten sie die Stangen und die Riegel an der Turmtür fallen, und knarrend ging sie auf. Eine lange Leiter wurde umständlich herausgedrückt, bis sie fest auf dem Boden stand. Als Erster erschien ein altes Weib, das rückwärtsschreitend die Leiter herunterkam und eine Geiß auf den Schultern trug. Wie sich die Spanier noch wunderten, daß dieser Kommandant zunächst mit der Bagage kam, erschien er selber und war ein kleiner Greis, der gleichfalls rücklings herunterkletterte und seine Muskete selber trug. Danach kam keiner mehr, und als die drei inmitten all der Spanier auf ihren Füßen standen, war es der Torwächter mit seinem Weib und einer Geiß, die zum knappen Brot die Milch gegeben hatte, solange der nasse Herbst auf dem Turm Gras wachsen ließ, das nun in der Oktobersonne vertrocknet war.

Da gab es mehr als einen bei den Spaniern, der in Gedanken an die Kameraden, die ihm der alte Kerl wie Hasen abgeschossen hatte, den

dreien gern zu Leibe gegangen wäre. Jedoch der Oberst war ein Mann von guter Dicke und Gemüt und hielt der tapferen Besatzung sein Wort; auch litt er nicht, daß sie sich jetzt zum Winter auf ungewisse Wege begeben mußte. So kam es, daß mancher Spanier noch mit dem alten Kriegsmann eine biedere Freundschaft schloß.

Der blinde Schütz auf Sooneck

Als einmal Ritter aus dem Rheingau mit dem Soonecker im Hunsrück jagten, gab es am letzten Tag auf Sooneck ein so wildes Fest, daß der Lärm bis an den Rhein hinunterscholl. Da klopfte mit seiner Harfe ein fremder Sänger ans Tor, der rheinauf gekommen und an dem Stecken mühsam den langen Burgweg hinaufgeklettert war. Weil sie Lust zum singen hatten von dem Wein, ließ ihn der Soonecker in den Saal eintreten und das beste von allen Liedern spielen, die er hätte.

Der Boden war schon naß von dem verschlemmten Wein und die Ritter saßen lärmend bei ihren Humpen da; doch wurde es bald still, als der Alte mit einer Stimme, die trotz dem weißen Bart jung und markig war, das Lied vom Fürstenecker sang. Denn jeder wußte, daß der Junker von Sooneck den Fürstenecker seit dreizehn Jahren gefangen im Burgturm hielt und

ihn grausam geblendet hatte. Nun ging ein Sang von ihm rheinauf, rheinab: daß einer, der vordem den Vogel aus der Luft zu treffen wußte, im Burgverlies zu Sooneck säße in doppelter Finsternis. Wie dieses Lied mit heller Stimme vor dem Soonecker gesungen wurde, sahen alle nach ihm, daß er den frechen Sänger niederschlagen würde.

Der Junker aber war schon so im Rausch, daß er den Sang anhörte, als ob kein anderer so edles und geschicktes Blut zu fangen wüßte. Er fing gleich an zu prahlen, der Fürstenecker brauche nun keine Vögel mehr und keine Augen; er sei im Turm so abgerichtet worden, daß er nach dem Gehör zu schießen vermöchte. Obgleich ihn einige mahnten, solche Roheit nicht zu tun, riß er die Armbrust des Fürsteneckers von der Wand und hieß ihn selber holen, seine Kunst zu zeigen.

Da gab es einen schlimmen Anblick für sie alle, die vordem den schlanken blonden Mann gekannt hatten, wie jetzt sein Bart eisgrau und lang herabhing, und seine Knie ihn kaum noch aufrecht hielten. Der Soonecker aber schlug lachend einen Becher auf den Tisch: wenn er, der Blinde, nach solchem Ziel zu treffen wüßte, sollte er mithalten dürfen an der Tafel. Als wäre es dem Fürstenecker, von dem sie wußten, daß er gern

und vielen Wein getrunken hatte, noch immer um den Trunk zu tun: so rasch griff er nach seiner Armbrust, die sie ihm reichten. Und während die Ritter auseinanderrückten, daß er den Platz zu seinem Ziel frei hätte, wo der Soonecker den Becher schon wieder hoch hielt, prüfte er die Schnur mit einem Klang wie von der Harfe, befühlte auch den Bolzen und gab ihn sorgfältig in die Rinne. Wie dann der Junker den Becher auf die Eichenplatte schlug und: Hier! breitlachend rief, war es nicht anders, als ob ein Vogel aufgeflogen wäre, so rasch und rauschend kam der Bolzen nach seinem Ziel und schoß den Soonecker in den offenen Mund, der kaum den Ton entlassen hatte; durch den Gaumen bis ins Gehirn, daß er mit seinem Becher in der Faust aufzappelte und zwischen krachenden Stühlen auf den Estrich sank.

Nicht einer von den Rittern kam ihm zuhilfe, und nur ein paar von seinen Knechten wollten sich auf den Schützen werfen, der mit der Armbrust dastand, als ob er den versprochenen Wein abwartete. Da flog des Sängers Harfe gegen sie wie eine Keule, und wo vorhin ein weißer Bart gewesen war, da glühte jetzt ein herrisches Gesicht und mit dem Schwert in seiner Faust stand bei dem Alten der Sohn, den alle staunend er=

kannten. Dem Schützen sank die Armbrust aus den Händen bei seiner Stimme und aus den leeren Augenhöhlen liefen die Tränen; die Ritter aber schützten ihn, so daß sie beide aus der Burg entweichen konnten. Und nachher gaben sie ihm Roß und Geleite und viele ritten selber mit nach Fürsteneck.

Die weißen Zelter

Kuno von Faitzberg war so arm wie tapfer. Drum als er Gerda von Reichenstein als Braut heimführen wollte, erbat er seines Oheims, des mächtigen Grafen Sponheim Hilfe. Der kam auch schließlich mit reichem Troß, dem Neffen seine Braut zu freien; doch als er ihre Schönheit sah, verließ er alle Treue und dachte sich selber noch trotz seinem Alter ein Weib ins Haus zu holen. Das war den Reichensteinern von Herzen recht, und obwohl sich Gerda nicht in den Wechsel schickte, wurde bald die Hochzeit angesetzt.

Kuno von Faitzberg, der nichts von ihrem Sinn erfahren konnte, als daß sie eines anderen Hausfrau werden sollte, gab sich durch Wochen einer zornigen Schwermut hin. Dann sandte er ihr den Zelter, darauf sie oft mit ihm geritten war, durch einen Knecht als seine Hochzeitsgabe. Er hatte dieser Schimmel aber zwei; und als

der Tag in einem Morgenrot anbrach, da Gerda mit ihren Eltern nach der Nahe ausreiten mußte, wo nach dem Willen des Grafen Sponheim die Hochzeit gefeiert werden sollte: stand auch das andere Tier gesattelt im Hof der kleinen Burg; denn Kuno gedachte, selber einen scharfen Ritt zu tun, um nichts zu sehen von dem Zug. Doch konnte er nicht fort und saß noch trüben Sinnes an seinem Fenster, als drunten schon das fröhliche Getrappel rheinaufwärts kam. So sah er, daß Gerda wie so manchmal den weißen Zelter ritt, und wußte nicht, ob sie ihn kalten Sinnes verspotten wollte.

Als sie nun aber unter seinen Mauern waren, so dicht, daß er sein Schwert hätte hinunterwerfen können, da mochte das Geklapper der vielen Hufe seinen Schimmel im Hof unruhig machen, sodaß er bei einem lustigen Trompetenton von unten auf einmal hell und stark zu wiehern begann. Kaum aber war das Echo davon ins Tal gefallen, als unten der Zelter aus der Reihe brach und mit behenden Sätzen den gewohnten Weg hinauf zur Burg geflogen kam. Kuno von Faitzberg sah das, was ihm gehörte, zu sich kommen und säumte nicht mehr, ans Tor zu springen, wo kaum die Ketten niederrasselten, als schon zwar abgehetzt von solchem Ritt, doch stolz auf

seine Last der Zelter in den Burghof sprengte. Da brauchte es kaum eines Blickes, um zu wissen, daß sie noch beide eines Herzens waren und gleich den Zeltern einander zugehörten. Während er der blassen Braut aus dem Sattel half, hatten die Knechte schon die Brücke aufgezogen, sodaß die ersten Reiter des Grafen das Tor verschlossen fanden.

Den hatte die bittre Not der Gerda schon vorher so gerührt, daß er nach diesem Vorfall selber den Reichensteiner bat, es bei dem zweiten Tausch zu lassen. Er war zwar nicht beim Hochzeitsfest der beiden, doch wußte er so reich zu schenken, daß auch die Eltern Gerdas den Handel zufrieden waren.

Die von Bolanden

Der Reichenstein, dicht über Trechtlingshausen, wird heute die Falkenburg genannt; und wer die arg zerstörten Mauern sieht, glaubt nicht leicht, daß Rudolf von Habsburg mit seinem ganzen Heer die Burg noch viele Wochen lang vergeblich berannte, als schon der Rheinstein, Sooneck und Waldeck gebrochen waren und die Ritter den Tod am Galgen erlitten hatten. Bis ihm der Hunger half; da fielen eines Tages die Brücken und ein blasser Bote schlich ins Tal mit weißem Stab, die Burg zu übergeben. Der König aber hatte den Spruch getan: Wer ritterliche Ehre vergaß, soll als gemeiner Räuber sterben, und wollte von keiner ritterlichen Übergabe hören.

So kamen anderen Tags Philipp von Bolanden und seine Söhne, neun an der Zahl und wie ihr Vater mächtige Gestalten, mit den Knechten gepanzert und bewehrt den zerstörten Burgweg

herab und traten festen Schrittes in den Lanzenwald, womit der König sich umgeben hatte. Der sah sie finsteren Auges an, hieß dann die Ritter eine Gasse machen, so daß die Herren von Bolanden die zehn Gerüste sahen, daran sie hängen sollten. Da fiel der alte riesenhafte Mann, den sie am Rhein gefürchtet hatten, in seine Knie und bat um Gnade vor solchem Tod. Doch als des Königs Auge sich streng von ihm und nach dem Galgen wandte und nur um seinen Mund ein hartes Lächeln zuckte, stand er auf, nahm seinen Helm vom Haupte, daß ihm die weißen Haare in der Rheinluft flatterten, und sagte, Zorn und Verzweiflung in der Stimme: Was meinen Freunden geschah, die Schande will ich tragen; nur sei gerecht an meinen Kindern: sie haben mir gehorcht als ihrem Vater, und das ist kein Verbrechen!

Hier aber trat der Jüngste von den Söhnen zu ihm hin, ein Knabe, noch blondhaarig und kühnen Auges; und obwohl er kaum die rechten Worte fand, so war doch keiner, der ihn nicht verstand: daß sie dem Vater folgen wollten, wohin er ginge, auch an den Galgen – nur solle er vor keinem in der Welt als Bettler knien! Der Alte, der in dem harten Zorn des Königs ein anderes durch die Augen flammen sah, trat

mit dem Knaben dichter vor ihn hin und flehte ihn um seiner eigenen Kinder willen an, daß er zum wenigsten diesem Jüngsten, als dem letzten Bolanden, das Leben schenken möge, mit dessen Jugend Gott selber Erbarmen haben würde! Als er dabei in die Knie sank und all die andern Söhne desgleichen niederbrachen und um dies eine baten, während der Knabe wild erhobenen Hauptes stand, und eine Bewegung durch den Lanzenwald der Ritter ging bis weit hinaus: da hob der König sein Schwert mit beiden Händen hoch und stieß es zornig in den Boden: Philipp von Bolanden, einen Schwur hab ich getan, den ich nicht brechen kann. Doch wenn du meinst, daß Gott Erbarmen hat mit deinen Söhnen: ich will dich eines ritterlichen Todes sterben lassen; gib mir danach ein Zeichen, daß du mit Gott gesprochen hast, damit ich meines Schwures ledig bin!

Am andern Morgen, nach einer Nacht, da auch der Reichenstein im Feuer loderte, als die Adlerbanner des Deutschen Reiches über den rauchenden Trümmern flatterten, schritt Philipp von Bolanden ungefesselt mit seinen Söhnen zu dem langen Sandhaufen, der in den grünen Rasen gegraben war. Da standen sie in einer stolzen Reihe nach dem Alter und fest an

ihnen ging der greise Ritter vorbei, faßte jeden stark ins Auge und bei dem Jüngsten stand er still und gab ihm einen Kuß auf seine düstere Stirn. Dann schritt er, gleichsam die Schritte zählend, zurück an seinen Platz, beugte den Kopf tief in den Sand und empfing den Schwerthieb. Kein Blutstrom aber quoll aus seinem Rumpf; und als sein Kopf dumpf in den Sand hinunterrollte, hob der schwere Körper sich auf, wankte ein paarmal, als ob er den Weg nicht fände, und ging dann ohne Kopf langsam und sicher wie vorhin an Sohn und Sohn vorbei bis zum letzten, vor dem er stehenblieb und fast sich beugte und die Arme hob, wie ihn zu küssen, und dann erst langsam zu Boden fiel, daß seines Blutes ein langer Streif hinfloß bis vor den Ältesten. Da wurde König Rudolf bleich und während die Mönche in die Knie sanken und bei den Rittern eine Bewegung war, als ob ein Wind in ihre Lanzen führe, daß sie zu klingen begannen wie Geläute: trat er vor die Söhne hin festen Schrittes in das Blut des Vaters und gab einem jeden einen Schlag mit dem Schwert auf seine Schulter. So wurden die von Bolanden wieder ehrliche Ritter, weil Gott Erbarmen hatte vor menschlicher Gerechtigkeit.

Der Hausierer im Zollhof

Wenn ehemals ein Jude mit seinen Waren von Trechtlingshausen nach Bingen durch den Zollhof wollte, mußte er dem Wächter einen Schein vorzeigen, der von dem Vogt in Bingen gestempelt war. Da kam einmal zur Mittagszeit an einem heißen Julitag, wo die Wächter im kühlen Schatten lagen und nach dem Essen schliefen, ein Hausierer mit seinem abgeschabten Lederranzen staubig in den Hof und ging, ein paarmal rechts und links nach den Schläfern äugend, nicht eben rasch und mit dem Stock absichtlich auf den Steinen klappernd mitten durch; sowie er draußen war, fing er trotz der Hitze an zu laufen, als ob er sich vor Räubern retten wollte.

Darüber wachte einer im Zollhaus auf und sprang durchs Fenster, den Hausierer einzuholen. Dem standen zwar die Beine nach der Art der Teckel, während der Wächter Läufe wie ein Jagdhund hatte, doch war er drum nicht schlecht zu

Fuß und schnurrte einige hundert Meter ab, bevor der andere den Vorsprung eingeholt und ihn am Kragen hatte. Der wußte mit vollem Bauch kaum noch zu atmen und war so in Schweiß geraten, daß ihm die Tropfen aus den nassen Haaren in die Augen liefen; so hätte er dem Kerl am liebsten gleich mit Fäusten heimgezahlt:

Wo hast du deinen Schein, fiel er ihn an, nicht anders meinend, als daß der Hausierer ihm nach der Art von solchen Leuten mit Ausflüchten und Lügen kommen würde. Der aber — den kein Fett im Laufen gehindert hatte — packte gleichmütig seinen Ranzen vor und schnallte auf und gab dem Wächter seinen Schein; und ob der ihn von rechts und links besah, noch immer jappend von der Jagd: war das Papier in Ordnung. Sodaß er, den Schein zerknitternd, mit der andern Faust den Kerl am Kragen faßte und ihn gleich einem Pudel schüttelte: Was er denn fortzulaufen habe?

Da ließ der Händler sich erst wieder auf die Füße stellen, schnallte seinen Ranzen zu und sagte, indem er schmunzelnd sein Gesicht in Falten zog, daß ihm die schwarzen Augen wie kleine Blutegel darin standen: Wie heißt gelaufen? Hab ich den Schein, so kann ich laufen, so kann ich langsam gehn!

Der Mäuseturm

Erzbischof Hatto war ein grausamer Herr, und als die Hungersnot ausbrach, daß sich die Armen vor den Häusern der Reichen drängten, auch das Landvolk zu Scharen in Mainz einzog und durch die Straßen vergeblich nach Nahrung schrie: da spottete er, es sei im Herbst, wo sich die Mäuse zu den Menschen zögen.

Das harte Wort wurde ruchbar und reizte die Hungernden so, daß sie sich drohend vor der Burg des Bischofs ansammelten. Da ließ er ihnen sagen, er würde eine Scheune öffnen lassen andern Tags, daraus sich jeder soviel Korn mitnehmen könne, wie er fände. Doch war nur Stroh darin, längst ausgedroschen; so stand das arme Volk zum andernmal grausam verspottet, und einer warf zornig Feuer in die Scheune. Als die andern schreiend nach dem Ausgang drängten und sich selber in ihrer Angst das Tor zudrückten, sodaß ihrer Hunderte verbrannten und

der Wehruf über die ganze Stadt hinging, lachte Hatto in böser Grausamkeit: Hört ihr die Mäuse pfeifen?

Nicht lange nach diesen Tagen aber wurde der Bischof krank; da sah er Mäuse und Ratten aus den Kellern kommen, an seinen Gliedern zu nagen; in welches Zimmer seiner Burg er sich auch tragen ließ, sie fanden ihn überall. So ließ er einen steinernen Turm bei Bingen an einer Insel bauen, mitten im Rhein auf hartem Fels; doch — will die Sage wissen — folgten ihm die Mäuse in dichten Scharen auch durch das Wasser und fraßen den Bischof, der sich nicht rühren und ihnen wehren konnte, bei lebendigem Leibe.

Ingelheim

Der große Karl lag spät noch wach in seiner neuen Pfalz am Rhein. Da kam der jüngste von den Knaben, die stets in seinem Vorsaal wachen mußten, mit seinem Leuchter still herein, trat vor sein Bett und sagte, während er die offenen Augen im tiefen Schlaf auf ihn gerichtet hielt: Steh auf, zu stehlen!

Das war dem Kaiser wunderlich, und weil er viel nach solchen Dingen horchte, sprach er den Knaben mit milder Stimme an, was er denn stehlen solle? Der aber schien nicht mehr zu wissen, ging wieder still im Schlaf hinaus, und als der Kaiser ihm rasch folgte, war in dem Vorsaal alles dunkel und nur die Atemzüge seiner Knaben zeugten, daß sie lebten. Er ließ sie schlafen, nahm – durch den Vorgang sonderbar erregt – den Helm und seine Waffe und ging vor den Pallas hinaus bis vor die Linde, die im Burghof an der Mauer grünte.

Da hörte er von fern den Rheinstrom rauschen; doch wie er in Gedanken an das Wort des Knaben sein Angesicht zum Himmel hob, daran die Wolken Silberränder hatten, indes er sich mit beiden Händen auf die Waffe stützte, wurde ihm der Helm sacht vom Kopf genommen, sodaß er kühlen Wind in seinen Haaren spürte; und als er mit den Händen danach griff, fiel auch sein Schwert nicht ins Gehänge, schwand leise klirrend in der Nacht. Da merkte Kaiser Karl, daß Elbegast in den Ästen war und Helm und Waffe hinauf geholt hatte, wo sie im Winde schaukelten. Er hieß ihn unmutig herunter kommen, doch als der Zwerg sich auf die Mauer hockte wie eine Fledermaus, erzählte er sein seltsames Gesicht.

Der lachte gleich und sagte: So weiß ich auch, warum ich hier die halbe Nacht auf Euch gewartet habe, und weil Ihr weder Helm noch Waffe tragt, so seid Ihr schon bereit, zu stehlen. Ich kenne Euch ein Bäuerlein, das hat am letzten Markttag gut gehandelt.

Der Kaiser wehrte: Nein, ich will kein Schelm am Landmann werden!

Es wird schwer sein, mit Gerechtigkeit zu stehlen; ich könnte Euch noch einen Schleichweg drüben ins Kloster zeigen, wo heute Nacht der

Händler aus Ravenna seine Edelsteine hat; aber weil Ihr auch beim stehlen Kaiser bleiben wollt, müßt Ihr mir folgen zum Grafen Harderich, von dessen ungerechten Taten die Klage kam und den Ihr morgen in den Thing geladen habt.

Der Kaiser sah nachdenklich in das dunkle Land, und während sein Auge in nicht zu weiter Ferne am stolzen Turm des Grafen haften blieb, gab er dem Elbegast ein Zeichen, voran zu gehen. Der führte ihn durchs Pförtchen über einen Pfad, der unauffällig am Waldrand über dem weiten Rheintal hinlief und an der Burg des Grafen Harderich im Dickicht endigte. Da mußten sie zwischen Fels und Dornen, zuletzt durch eine Höhle in einen Gang, aus dem sie mühsam aber unbemerkt ins Burggemäuer und vor die Kammer des Ritters kamen. Hier sollte Karl, im Türgebälk versteckt, des Weiteren warten, während Elbegast zum Stall hinunter ging.

Graf Harderich war in der Nacht nicht still im Schlaf. Er hörte seinen Schimmel stampfen und rief dem Knecht, doch nachzusehen, ob Räuber bei den Pferden wären. Der ging mit seinem Licht zum Stall, fand aber niemand, weil Elbegast flach ausgestreckt auf einem Balken lag. Da blieb er auch dem Grafen Harderich verborgen, als der zum zweitenmal den Schimmel

stampfen hörte und selber in den Stall hinunter ging.

Unterdessen stand Kaiser Karl versteckt im Türgebälk und wurde von dem Grafen nicht bemerkt, als er unruhigen Gemüts wieder kam. So hörte Karl, wie ihn die Frau – die ängstlich seiner Rückkehr gewartet hatte – mit bitteren Vorwürfen empfing, daß er um anderer Dinge willen seit Tagen nicht mehr schlafen könne! Es ist auch nicht um meinen Schimmel, daß ich nicht schlafe; ich brauche ihn nur morgen für eine Jagd, die mehr als schlechte Hasen bringt. Wir haben unserer zwölf geschworen, zum Thing in seine Pfalz zu reiten, und wer am nächsten bei ihm ist, soll diesen fränkischen Karl zur Hölle bringen.

Da wußte Kaiser Karl, warum ihn das Gesicht zu stehlen hierher genötigt hatte. Mit einem Herzen voller Zorn ging er hinunter in den Stall, wo ihm der Schimmel willig folgte wie seinem Herrn, der gegen Elbegast so störrisch gewesen war. Am andern Morgen, als der Ritter mit den elf andern in die Pfalz geritten kam, saß Kaiser Karl auf einem Schimmel inmitten aller Treuen. Graf Harderich erkannte kaum sein Roß, als er auch schon vom Sattel sprang und zu den Füßen Karls um Gnade flehte; die an-

dern folgten kläglich seinem Tun. Nur war der Kaiser nicht gewillt, den Anschlag ungestraft zu lassen, und keiner blieb am Leben. Doch seiner Pfalz, wo ihn ein Engel so wunderbar gewarnt und ihn vor einem bösen Anschlag gerettet hatte, gab er den Namen Ingelheim.

Im Klosterkeller Eberbach

Der Küchenbruder kam zu Eberbach an einem Morgen in den Keller und fand den Bruder Kellermeister betrübt vor einem Fäßchen sitzen, darin ein edler Steinwein der letzten Reife wartete. Weil er den Spund gehoben hatte, war der Duft des Weines herrlich in dem Keller. Doch schien der Trunk, den er in dünnen Zügen über die Zungenspitze laufen ließ, ihm weniger zu behagen, denn sorgenvoll wie ein Vater, dem ein Kind mißriet, sah er in seinen Becher und schüttelte den grauen Kopf, sodaß der Bruder Küchenmeister schon meinte, der Wein sei ganz verdorben.

Der Wein ist gut gepflegt und wäre ohne Tadel, wenn er nur nicht – und dabei trank er wieder und schüttelte von neuem den Kopf und sah den Küchenmeister mißmutig an – nach Leder schmeckte. Der aber war ein Schalk und meinte augenzwinkernd: wenn der Geschmack

nur nicht vom letzten Braten käme! Weil jener aber mißmutig blieb, so fing er selber an zu kosten; und so erging es ihm nicht besser als dem andern: erst fiel ein Geleucht in sein Gesicht vom Duft und von der Kraft des Weines, bis dann beim Nachgeschmack die kahlen Mundwinkel sich nach unten zogen und er dem Kellerbruder, gleich wehmütig, in die Augen sah.

So saßen denn die beiden Alten bei dem Fäßchen und waren recht betrübt, daß solch ein edler Steinberger-Riesling einen Makel hätte. Doch leckte sich der Küchenbruder noch ein paarmal die Lippen: Das ist kein Leder, Bruder Kellermeister! und nahm noch einen Spritzer auf die Zunge: Das wäre nicht schlimm, wenn er nach Leder ein wenig bitter schmeckte! und trank den Rest zornmütig aus: Er schmeckt nach Eisen, Bruder Kellermeister!

Darüber gab es einen seltsamen Streit; der Kellermeister wollte wohl auf seinem Wein, doch auf der Zunge keinen Tadel sitzen lassen. Sie probten beide noch einmal, nicht so bedächtig wie zuvor und standen auf und sprachen jeder vor sich hin: Er schmeckt nach Leder! Nach Eisen schmeckt er! Und probten noch einmal, blieben getrennter Meinung und gingen zornmütig voneinander. Doch weil sie vordem gute Freundschaft

hielten und keiner sonst im Kloster war, dem sie in solcher Kennerschaft ernsthaft ein Urteil zugestanden hätten, so kamen sie am Abend überein, in Ruhe noch einmal zu schmecken, und blieben jeder doch dabei: Er schmeckt nach Eisen! Nein, nach Leder! Dann mieden sie das Fäßchen ein paar Tage und probten an den andern herum; doch weil sie sonst in allem einig waren, bekam der Kellermeister Zweifel an seiner eigenen Zunge und machte – recht gewillt, das Eisen auch zu entdecken – allein die Probe und schmeckte gar nicht mehr den starken Wein, nur immer mehr das Leder und begriff nicht, wie der Küchenbruder ihm darin widersprechen konnte. Der aber tat heimlich desgleichen.

Und so geschah es eines Tages, daß in dem Fäßchen nichts mehr zu proben war; und wie sie da fast fröhlich beieinander standen, daß nun die Quelle ihres Streites verronnen wäre: wollten sie das Fäßchen schwenken und hörten etwas darin klirren, das nicht von Leder war. Der Kellermeister wurde blaß und ließ den Sieger das Fäßchen schütteln, bis aus dem Spundloch ein Schlüsselchen von Eisen auf die Platte klirrte: rot verrostet. Doch als der Küchenbruder es ihm zeigen wollte, hing auch ein feines Lederriemchen dran, tiefschwarz von alter Nässe.

Da standen beide mit ihrer Meinung wie in eins verklärt und sanken sich als Freunde in die Arme und rochen an dem Schlüsselchen und rochen an dem Riemchen und gingen mit ihrer Eintracht rasch, als ob sie einen Schatz gehoben hätten — auch wohl, weil sie das leere Faß gestehen mußten — hinauf zum Abt und zeigten dem das Wunder an. Der war ein feiner Greis bei alten Büchern. Er drohte schalkhaft mit dem Finger, weil er die alten Freunde kannte, davon ihm jeder lieb mit seinen Kenntnissen war, und hieß sie schleunigst den Schlüssel mit dem Riemchen zum Gartenbruder tragen, daß der ihn tief vergrübe; denn, sagte er, und lächelte in sein Pergamente, er möchte sonst noch manchmal in ein Fäßchen fallen und euch entzweien.

Das Freigeleit

Als Hatto Reichsverweser war, kam ein Königskind in einer Fehde schuldlos zu Tode; worauf der Bischof den Adalbert von Babenberg nach Mainz zur Rechenschaft vorladen ließ. Dem aber waren schon zwei Brüder durch die Arglist Hattos gefangen und enthauptet worden; drum blieb er gewappnet auf seiner Burg. Da kam an einem Abend der Bischof ohne Kriegsvolk an und schwur ihm einen feierlichen Eid, daß er ihn selber auf die Burg zurückgeleiten würde, wenn er mit ihm zum Königshof in Mainz ausreiten wollte. Obwohl den Grafen seine Hausfrau warnte, weil sie die Arglist Hattos kannte, vertraute er doch seinem Wort und Eid.

Als sie nun in der Frühe sattelten, verweigerte der Erzbischof arglistig, den Morgenimbiß einzunehmen: Er sei es nicht gewohnt, so früh zu essen. So ritt er nüchtern von der Burg; doch waren sie noch kaum im Tal, wo das Gebiet

des Grafen endigte, als Hatto sich mit Lächeln zu ihm wandte: Jetzt sei ihm leid, daß er sein Frühstück ausgeschlagen habe; wenn seine Hausfrau ihn nicht zu wetterwendisch fände, so möchte er das Frühmahl vor dem langen Ritt dennoch bei ihm einnehmen! Da freute sich der Babenberger, daß ihm der Reichsverweser doch noch die Gunst antat; er kehrte mit ihm zurück in seine Burg und saß in gutem Mut zu Tisch; nahm Abschied wie vorher und ritt arglos mit Hatto zum zweitenmal von seiner Burg.

Zwar als sie danach vor Mainz ankamen und er die schwarzroten Türme auf den festen Mauern sah, da wäre er von Herzen gern auf seinem Berg gewesen; doch war es nicht an ihm als einem Ritter, der Treu und Glauben hielt, dem Eid des Reichsverwesers zu mißtrauen. So ritt er mannhaft über das schwarze Holz ins Tor hinein; kaum aber war er drinnen, so rasselten die Ketten hoch, und ob er noch so fest im Bügel stand: als sie sein Pferd mit Schlingen auf den Boden warfen, war ihm sein gutes Schwert nichts nütze. Sie sperrten ihn zur Stunde in den Kerker, und als sie ihm am dritten Tag das Todesurteil sprachen, da sah er nach dem Erzbischof und fragte: Wo ist nun Euer Wort, daß Ihr mich selber auf die Burg zurück geleiten

würdet? Der aber lächelte mit kalter List wie damals vor der Burg und sagte: Was ich versprach, ist schon geschehen, als ich mit Euch zurück zum Imbiß ritt. Ein zweites Mal Euch Freigeleit zu geben, steht nicht in meinem Willen. So mußte auch der dritte und letzte der ritterlichen Brüder sterben, weil er bei Hatto dem Erzbischof auf Treu und Glauben gerechnet hatte.

Rudolf von Habsburg und die Bäckersfrau

Als Rudolf von Habsburg das räuberische Rittervolk am Rhein bekriegte und von der Bürgerschaft nur dürftig unterstützt bei Mainz sein Winterlager hielt, stand eines Morgens eine Bäckersfrau allein im Backhaus, weil die Gesellen mit frischem Weißbrot zu den Kunden gegangen waren. Da kam ein langer, schon ergrauter Kerl herein, der sich an ihrem Feuer die Hände wärmte. Die Frau fuhr gleich vom Backtrog, den Teig noch in den Fingern, nicht eben höflich auf ihn zu: was er begehre?

Der Kriegsmann schien an solchen Zuspruch in Mainz gewöhnt; er zeigte ihr sein hageres Gesicht, woraus die Nase gleich einem Eulenschnabel sah, und sagte verdrießlich von der nassen Kälte, er wolle nur ein bißchen Wärme. Die Frau, nach Weiberart, fing an zu schimpfen, und

weil er noch seinen Spaß an ihrem Ärger zu haben schien und sich gemächlich einen Schemel vor das Feuer schob — wenn er dem Kaiser diene, damit die Bürger in Frieden Weißbrot backen und essen könnten, so möchte sie ihm nicht den Ofenplatz verwehren — griff sie in blinder Wut nach ihrem Eimer, der noch gefüllt mit warmem Wasser am Backtrog stand, und goß ihm den mit einem Strahl auf Hut und Rücken: Da er gar so erfroren sei, so hülfe das, ihn aufzutauen.

Das war dem Kriegsmann zuviel Grobheit; er schwenkte seinen Mantel ab, daß ihr die Spritzer ins Gesicht und in den Backtrog flogen, zog seinen Jägerhut fest auf den Kopf und ging in den nassen Schneewind hinaus. Als ob nun erst die Frechheit von dem langen Kerl das Blut der dicken Bäckersfrau erregte, stand sie noch schimpfend in der offenen Tür, solange er zu sehen war: Wenn dem Kaiser und seinem Lausevolk die Luft in Mainz zu kalt vorkäme, dann hätten sie wegbleiben sollen! Sodaß die Nachbarschaft neugierig auf die Gasse trat und ein paar Buben Schneeballen nach dem Kriegsmanne warfen.

Als aber kurz vor Mittag die Bäckersfrau im besten Eifer stand, die Sache auch ihrem Müller

zu erzählen, der in die Stadt gekommen war, trat in die Tür ein Page mit einem kalten Schweinskopf auf der Schüssel und einer Kanne Wein: das schicke ihr sein kaiserlicher Herr für ihre Gastlichkeit am Morgen. Da fiel sie vor dem Pagen, der doch ein blonder Knabe war, auf ihre dicken Knie, er möge Gnade haben um ihrer Kinder willen, nicht anders glaubend, als daß es mit der Henkersmahlzeit auch an ihr Leben ginge. Doch weil der Page nur den Schweinskopf und den Wein ins Warme stellte, sonst wäre ihm nichts aufgetragen: lief sie im Werkelkleid, so wie sie war, ihm jammernd nach durch alle Gassen ins kaiserliche Lager, wo sie den Kaiser an seiner Eulennase gleich erkannte, wie er mit seinen Rittern bei einer Bohnensuppe saß.

Die Knechte wollten sie abhalten mit ihren Lanzen, sie aber drang an seine Tafel vor und warf sich heulend hin: Sie hätte ihn für einen Kriegsmann angesehen. Da mußte Rudolf von Habsburg bitter lächeln: Auch meine Knechte hättens um euch in Mainz verdient, daß sie sich wärmen könnten! Doch hieß er sie aufstehn und einen Reiter eilig den Rat der Stadt herholen; und ließ nicht nach, bis ihm das Weib vor ihren Ohren alle Schimpfworte wiederholte, die sie ihm

nachgerufen hatte. Er sah die Ratsherren spöttisch an, als ob sie selber die Spießgesellen solcher Ungastlichkeit wären, und fragte sie danach mit einer List, die ihm der Augenblick eingab: Ob diese Frau sonst eine Mainzer Bürgerin und unbescholten wäre? Denn als sie das eilfertig bejahten, war es ihm leicht, der reichen Stadt zur Strafe den Sold für seine Kriegsleute aufzuerlegen, den ihm der Rat seit Wochen böswillig verweigert hatte: weil nach dem eigenen Spruch der Herren die Schmähung nicht einer böswilligen Person zur Last zu legen sei, und also die Gesinnung der ganzen Bürgerschaft ans Licht gekommen wäre.

Die Teufelsschleppe

In Mainz, sagt man, habe immer die Hoffart sich wohl gefühlt und wäre selbst beim Kirchgang nicht daheim geblieben, sodaß die Frauen Sonntags mit bunten Federn und Seidenfahnen ins Gotteshaus kamen, als ob das für die Ballfeste der stolzen Welt und nicht der christlichen Demut errichtet wäre. So stand auch einmal eine Dame unweit der Kirchentür, deren Schleppe so lang geraten war, daß sie in keine Bank hineinging und darum seitwärts am Eingang, durch einen Pfeiler rücklings gedeckt, ihr prahlerisches Wesen breitmachte. Auch mochte wohl die Hoffart der Dame meinen, daß so ihr Pfauenschwanz am reichlichsten von andern Kirchgängern gesehen würde.

Wie nun ein Geistlicher mit seinem Wedel durch die Kirche ging, die Gläubigen zu besprengen, war das ein Diener Gottes im einfältigen und strengen Sinn der ersten Christengemeinde,

dessen Frömmigkeit die Mainzer Sitten gründlich zuwider waren. Als der mit dem Weihwasser vor die gestickte Schleppe der Dame trat, sah er auch gleich die Teufelchen der Hoffart, die sie damit ins Gotteshaus getragen hatte, wie sie flink und schwarz gleich Ratten aus den Falten sprangen und sich auf ihre Art vergnügten: die flinken Füße der eitlen Wünsche, die fetten Bäuche der Selbstgefälligkeit, die langen Hälse der Prahlerei und die gelben Augen neidischer Eifersucht. Er hob den Weihwedel erschrocken und besprengte den Rest der Teufelei, doch scheuchte er die Unholde nicht, weil sie im Wurf der Schleppe immer neuen Unterschlupf fanden, so oft er sie besprengte. Darum hob er seine Stimme beschwörend gegen sie, daß alle Kirchgänger zusammenliefen und auf der nassen Schleppe die Teufelchen der Hoffart verzweifelt springen sahen. Auch damit aber brachte er nicht eins von ihnen fort, weil sie mit ihren Füßen den geweihten Boden der Kirche nicht betreten durften; sodaß die Dame selber, die sie in dieses Unheil gebracht hatte, vor dem Weihwedel abfahren mußte, durch die Kirchentür mit ihrer nassen Schleppe hinaus.

Erst einmal wieder auf der Straße, sprangen sie noch weniger ab, weil hier das Weihwasser des Priesters keine Gewalt mehr hatte und die

Sonne ihre haarigen Leiber gleich wieder trocken schien: als ob die nasse Schleppe ihr Fuhrwerk und das Weibsbild davor ihr Gaul gewesen wäre, so fuhren sie dahin und kicherten und sprangen vor aller Augen hoch, so oft die Dame zornig die Teufelslast abschütteln wollte.

Der Spielmann

In Mainz war einst ein Spielmann so alt und wunderlich, daß keiner mehr nach seiner Geige tanzen mochte. So ging er mit den Bettlern auf die Gassen und spielte den Leuten da seine Lieder vor. Doch gab es wenig Ohren, die Zeit auf ihn zu hören hatten, und selten einen Batzen in seinen Hut, sodaß er immer häufiger den bitteren Hunger spüren mußte.

Da ging er in die Kirche, der Mutter Gottes seine Not zu klagen. Und wie er vor dem Gnadenbild die Kerzen und die Blumen sah und das Geschmeide, was ihr geopfert worden war, nur seine Taschen leer waren: nahm er die Geige vor und dachte, sie möchte sich um seiner leeren Armut willen wohl mit dem Spiel begnügen, wenn auch die Menschen es nicht mehr hören wollten. So fing er gläubig an zu geigen, und obwohl die Hand sehr mit dem Bogen zitterte, floß alle Traurigkeit des Alten mit in die Töne, sodaß er

selber fröhlich wurde wie in der Jugend. Da sah er, wie die milden Augen lieblich nach ihm sahen und die schmalen Lippen freundlich lächelten; und als er fertig war mit seinem Spiel, warf sie den goldenen Schuh von ihrem Fuß in seinen Hut. Er nahm ihn dankbar auf als ihre Gabe und ging, zwar wunderlich erschrocken, zum Goldschmied, um ihn einzulösen.

Wie der den arg verlumpten Mann besah, schien ihm der goldene Schuh verdächtig, sodaß er nach den Häschern schickte. Die nahmen ihn sogleich gefangen und weil dem alten Spielmann das Märchen von dem Schuh kein Richter glauben wollte, galt er als Dieb und wurde am dritten Tag mit einer Schlinge um den Hals aus dem Gefängnis hinausgeführt. Da bat er sich als Gnade aus, noch einmal vor dem Muttergottesbilde zu spielen; und weil den Menschen die letzte Bitte eines, der in den Tod eingeht und sei es durch den Henker, von jeher heilig war, so ließen sie den alten Mann gewähren, trotzdem sie seinen törichten Wunsch verspotteten.

Wie sie ihm nun die Geige gaben und er mit seinem Strick am Hals noch einmal vor der Jungfrau stand, fing er mit Gläubigkeit an, das gleiche Lied zu spielen. Und wieder sahen ihn die milden Augen lieblich an und ihre schmalen Lip-

pen lächelten; und als er fertig war und seinen letzten Ton flehend ausstrich: fiel auch der andere goldene Schuh von ihrem Fuß. Da sanken alle vor dem Wunder in ihre Knie und nahmen ihm die Schlinge in Demut ab und sorgten reichlich für seine alten Tage, daß er den Spielmannshut fortab auf dem greisen Kopf behalten konnte.

Frauenlob

Als Heinrich von Meißen, der Minnesänger, in Mainz auf der Bahre lag, zwar silbergrau im Haar, doch immer noch kein Greis, da kamen, die sein künstlicher Reim über alles in der Welt gepriesen hatte, ihn zu begraben: Blumen, Wein und schöne Frauen. Es war der vorletzte November, als das geschah und die Felder standen kahl; doch hatte das milde Wetter manche Herbstblume in den Gärten gelassen und wo die Sonne sich an geschützten Wänden fing, blühten noch späte Rosen. Da gingen Frauen hinaus aus vielen Häusern, sie einzuholen für ihren Dichter, den sie Frauenlob nannten, und schnitten auch den Topfpflanzen an den Fenstern grausam die Blüten ab, sodaß die Bahre damit zugedeckt war und die Leiche in lauter Blumen zu liegen schien.

Wie sie ihn dann begruben am andern Tag, läuteten die Glocken von allen Türmen in Mainz

und läuteten wunderlich bewegt, weil ungeübte Frauenhände die Seile zogen; auch war die Straße, daher sie kamen, mit Blumen und geschnittenen Gräsern so bestreut, als ob von seinem Haus bis an den Dom ein Teppich läge. Zwölf Frauen trugen den Sarg, je sechs zu Paaren sich abzuwechseln, alle weiß gekleidet mit schwellenden Schleiern und Blumenkränzen im Haar, als ob es noch einmal Bräute wären, die zur Hochzeit gingen: zwölf schöne Frauen, und das Volk sagte, daß es die schönsten wären.

Als sie so mit dem Sarg des Frauenlob in den Kreuzgang kamen, wohin die Menge aus dem Dom nicht nachdrängen konnte, den sie dicht und festlich wie zur Christnacht füllte: streuten die Frauen die letzten Blumen in das Grab und gossen aus Krügen Rheinwein darauf von starkem Duft, daß Wein und Rosen ineinander blühten, und senkten den Dichter dahinein. Und eine fing an zu singen mit einem gläsernen Ton, der an den Steinpfeilern zerbrach, um immer heller aufzuklingen; bis andere einfielen, jedoch nur Frauenstimmen, von keiner Orgel und nicht von rauhem Mönchsgesang beschwert, die sich zu einem Ton vereinigten und aus den Gewölben

wiederklangen, als ob ein Regen von Wohllaut auf einen Springbrunnen niederfiele, daraus die Melodie in einem unbändigen Strahl immer wieder aufwärts geworfen würde.

Mänicke & Jahn A.-G., Rudolstadt.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062037178